LUDWIG ERINGHOFFER

834G15
I1906
v.2:7

GESAMMELTE SCHRIFTEN

VOLKSAUSGABE · ZWEITE SERIE

No. 1944
389

Ludwig Ganghofers

Gesammelte Schriften

Zweite Serie

VII

Ludwig Ganghofers Gesammelte Schriften

Volksausgabe

Zweite Serie
in 10 Bänden

Siebenter Band

Stuttgart, Adolf Bonz & Comp.

Alle Rechte vorbehalten.

Druck von A. Bonz' Erben in Stuttgart.

Hochlandsmärchen

von

Ludwig Ganghofer

Volksausgabe

Stuttgart, Adolf Bonz & Comp.

Inhalt.

	Seite
Es war einmal	5
Die Lieder des Rauschegrim	7
Der gute Vorsatz	21
Hans Donnerstag	31
Die Zitherspieler	43
In der Freinacht	51
Der Hochzeitlader	61
Die Liebe Gottes	71
Rote Veilchen	79
Die schwarze Rose	89
Die Fackeljungfrau	99

834G15
I 1906
V. 2:7

Es war einmal . . . wie Märchen klingt es,
Aus alter, hingestorbner Zeit,
Es war einmal . . . wie Schwalben singt es,
Ein Lied voll süßer Zärtlichkeit.

Es war einmal . . . der Kindheit Freuden
Erwachen neu mit diesem Wort,
Und aus dem Dornkranz kleiner Leiden
Strahlt meiner Jugend goldner Hort.

Das stille Forsthaus seh' ich winken
Aus junger Bäume grünem Kranz,
Und seine Fenster seh' ich blinken
Im hellen Morgensonnenglanz.

Der blanke Hof mit seinem Leben,
Des weiten Gartens Duft und Flor,
Und überall Gespinst von Reben . . .
Das alles steigt vor mir empor.

Ich seh' das liebe, traute Stübchen,
— Tisch, Estrich, Wände . . . alles weiß —
Zwei Hände, schlank, mit kleinen Grübchen,
Sind ruhlos in zufriednem Fleiß.

Ich hör' das Spinnerädchen schnurren . . .
Der feine Silberfaden fliegt!
Den braunen Teckel hör' ich knurren,
Der träumend unterm Ofen liegt.

Des Nachmittages goldner Schimmer
Quillt durch die Fenster, dicht umlaubt . . .
Es stiehlt ein Strahl sich tief ins Zimmer
Und webt sich um der Mutter Haupt.

Es tickt die Uhr, die Stunden rinnen,
Der Kuckuck ruft sein flüchtig Lied . . .
Mutter? Was hörst du auf zu spinnen?
Sind deine lieben Hände müd?

Ach ja . . . es will der Tag sich wenden,
Die Schatten werden schwarz und lang,
Das Lied der Schwalben hör' ich enden,
Der erste Unkenruf erklang.

Horch! Wie es raschelt um den Weiher!
Es dunkelt schon der nahe Forst,
Und hoch im Dämmer zieht ein Reiher
Mit schwerem Flug nach seinem Horst.

Die Sonne sank . . . aus goldnen Weiten
Fiel noch ein letzter Schein ins Tal . . .
Vom Türmlein schwebt das fromme Läuten
Sanft in die Luft . . . es war einmal!

Die Lieder des Rauschegrim

Irgendwo im Lande, wo die grüne Ebene zusammenstößt mit den blauen Bergen, lebte vor langen Jahren ein alter Spielmann, Namens Heydegast, mit seinem einzigen Kinde, der blonden Mechtild. Das war ein Dirnlein von siebzehn Jahren, lieblich anzuschauen wie ein Maienmorgen. Ihre Wangen blühten wie Schneeglöcklein, und in feuchter Röte, wie eine vom Tau benetzte Blutnelke, lächelte ihr kleiner Mund. Die Schmetterlinge flatterten auf ihr Köpfchen nieder, weil sie es um der goldgelben Locken willen für eine Sonnenblume hielten — und als sie eines Tages im hohen Grase lag, träumerisch aufschauend zum Himmel, kam ein Kind gegangen und griff nach ihren Augen, weil es die großen blauen Augen der Mechtild für blühende Veilchen nahm. Wer nur immer am Spielmannshaus vorüberging, der guckte sich nach der blonden Mechtild die Augen aus, und von allen Dörfern kamen die Freier. Der alte Heydegast aber schüttelte zu jedem Antrag den Kopf, und jeder Freier hörte von ihm das Sprüchlein: „Ein Spielmannskind wird eines Spielmanns Weib, und keines anderen."

Es schien auch, als wüßte der alte Heydegast schon lange, wessen Weib sein Töchterlein werden sollte. Er hatte einen Spielmannsgesellen, der von jung auf sein Schüler war und den die Leute nur den ‚weißen' Heini nannten, wegen seiner lichtblonden Haare und wegen seines Gesichtes, das kühn und männlich anzusehen und dennoch so frisch und weiß war, daß es von der heißesten Sommersonne nicht gebräunt wurde. Und so hell, wie Heinis Gesicht, war sein Gemüt. Jedem Käferlein ging er aus dem Wege, mit jedem Bettler teilte er sein Geld

und seine Mahlzeit — doch als er eines Tages gerade dazukam, wie ein reisender Kaufmann im Walde von zwei Strolchen überfallen wurde, drosch er mit so derben Hieben auf die beiden Halunken ein, daß ihnen die Lust zum Rauben und Stehlen für Lebenszeit verging. Der weiße Heini hatte im Dorfe keinen Feind, und wenn er an Feiertagen mit Mechtild zur Kirche ging, mußten selbst die abgewiesenen Freier zugestehen, daß es ein prächtigeres Pärchen in der Welt nicht geben könnte. Das Gleiche meinte wohl auch der Vater Spielmann, denn er schmunzelte, wenn er die beiden in vertraulicher Zärtlichkeit miteinander wispern hörte und die leuchtenden Blicke sah, mit denen sie sich in die Augen schauten. War doch auch der weiße Heini ein Spielmannsschüler, der den Lehrer längst schon überholt hatte und überall willkommen war, wo Tanz und Lieder etwas galten. So stand es zum allerbesten mit der glücklichen Eintracht im Spielmannshause.

Jählings aber nahm es mit diesem Frieden ein Ende, als eines Tages der alte Heydegast einen zweiten Gesellen aufnahm. Der war von irgendwo gekommen, niemand wußte woher, und da er Peter hieß, kohlschwarze Haare und Augen hatte, dazu ein Gesicht wie ein Zigeuner, nannten ihn die Leute gleich den ‚schwarzen Peter'. Nun ging kein Tanz, keine Lustigkeit mehr ohne Zank und Streit vorüber, denn der Peter war ein Trinker, Spieler und ein Raufbold, der schon um eines harmlosen Wortes willen mit jedem anband. Und besonders verfolgte er den weißen Heini mit seinen Spottreden und Bosheiten. Heini aber ließ ihn reden, denn seinem alten Lehrer zuliebe wollte er den Frieden wahren. Und daß sich der schwarze Peter mit plumpen Schmeicheleien um die Mechtild zu schaffen machte, konnte den Heini schon gar nicht kümmern. Sah er doch, wie das Mädel immer und überall ihren offenen Abscheu vor dem wüsten Gesellen zeigte. Auch dachte der alte Heydegast der viel Aerger mit den Klagen hatte, die von allen Seiten über den schwarzen Peter einliefen, schon daran, dem neuen Gesellen wieder den Laufpaß zu geben, da er überdies ein schlechter Spielmann war, vor dessen Geige die Leute lange Gesichter schnitten.

Einmal aber, just um die heilige Osterzeit, da änderte sich plötzlich die Sache, als wär's ein Zauber. Da wurde aus dem schwarzen Peter über Nacht ein Spielmann, wie selbst der alte Heydegast, der auf seinen Wanderzügen doch manch einen be-

rühmten Fahrenden kennen lernte, noch keinen gehört hatte. Fragten die Leute den schwarzen Pater, woher er nur so plötzlich sein Können hätte, dann sagte er mit wildem Lachen: „Hab's immer schon gekonnt, aber man muß den Narren nicht gleich sein Bestes auftischen." Wenn darauf die Leute weiter fragen wollten, griff er zur Fidel, und dann verstummten die Frager und lauschten mit verzückten Augen. Zehn Lieder waren es, die der schwarze Peter nun immer spielte, und die hatten so seltsam berückende Töne, einen so süßen, alle Sinne umschmeichelnden Klang, eine so wundersame Melodie, daß alle Hörer hingerissen wurden, dem Peter nach dem letzten Geigenstrich die vollen Börsen zu Füßen warfen und nicht eher ruhten, als bis er von neuem begann.

Von dieser Zeit an gab es beim alten Heydegast nichts Höheres, als den schwarzen Peter. Füllten sich doch durch seines neuen Gesellen Kunst seine Truhen mit klingendem Silber, und seine alte Spielmannsseele schwamm in Wonne, so oft der Peter die Saiten klingen ließ. Doch auch mit Mechtild war ein Wandel vor sich gegangen, der dem weißen Heini die sonst so hellen Augen trüb, die Wangen bleich und schmächtig machte. Es schienen in Mechtild zwei sich widersprechende Seelen zu leben; wohl ging sie auch jetzt noch dem Peter wie früher aus dem Wege; aber er brauchte nur eines seiner Lieder zu spielen, so saß sie regungslos an seiner Seite und hing mit schwärmerischen Augen an seinem Gesicht. Darüber konnte ihr Heini nicht einmal grollen. Fühlte er sich doch selbst im Banne dieser zaubervollen Weisen, die in ihm, so lange sie tönten, alles feindselige Empfinden wider den Nebenbuhler erstickten. Mit des Peters letztem Geigenstrich aber erwachte in Heini immer wieder ein quälender Grimm; und der Kummer über sein zerstörtes Glück wollte ihm schier das Herz zerbrechen. Auch erfüllte es ihn mit Scham und Schmerz, daß er nun so vergessen und verlassen stand, daß niemand mehr seine Geige hören wollte, daß alle nur dem Peter nachliefen und nur des Peters Lieder begehrten. Er sah den Tag schon kommen, an dem die Leute auch hinter dem Peter herlaufen würden, während er die blonde Mechtild an der Hand zur Kirche führte. Mechtild — und Peters Weib! Bei solchen Gedanken meinte Heini fast vergehen zu müssen vor Weh, und so faßte er sich eines Tages das Herz, trat vor den alten Heydegast hin und flehte ihn unter Tränen an, er möchte

doch das Glück seines Kindes wahren und das reine, süße Geschöpf nicht dem wüsten Gesellen preisgeben, der mit seinen Zechbrüdern in wilden Gelagen die Nächte durchtolle und wohl nur durch bösen Zauber so hohe Kunst erlangt hätte.

Der Vater Spielmann aber schalt den Flehenden einen Neidling und ließ ihn mit harten Worten an; doch als er den armen Burschen so verstört und gebrochen vor sich stehen sah, schien ihn doch ein Gefühl von Mitleid zu überkommen, und er sagte: „Es ist mir leid um dich! Aber mein Kind wird nur des besten Spielmanns Weib, und ich weiß mir keinen besseren als den schwarzen Peter. Doch wahrlich, lieber als ihm hätt' ich mein Töchterlein dir gegeben! Und hier hast du meine Hand darauf: du sollst mein Sohn heißen, wenn du eines Tages vor mich hintreten kannst und zu spielen weißt, wie der schwarze Peter, daß deine Saiten klingen wie Gesang der Vögel, daß man das Flüstern des Windes zu hören vermeint, der im Mondschein durch die Bäume säuselt, und das Murmeln und Raunen des Wassers, das über Steine hinunterrauscht ins Tal. Und Zeit will ich dir geben ein ganzes Jahr."

Dem Heini rannen zwei große Tränen über die Wangen, er sprach kein Wort und schlich bekümmert zur Türe hinaus. Wie sollte er in Jahresfrist spielen lernen gleich dem schwarzen Peter! Hatte er es doch zu hundertmalen schon versucht, ihm seine wundersamen Weisen abzulauschen. Aber während er sonst doch jedes Lied, das er nur ein einzigesmal gehört, aus dem Gedächtnis nachzuspielen wußte — von des Peters Liedern vermochte er kaum ein paar abgerissene Töne zu merken. Dennoch klammerte sich die ganze Hoffnung seiner Liebe an das Wort des alten Heydegast. Man sah ihn von dieser Stunde nur selten mehr im Dorfe. Einsam streifte er in Wald und Bergen umher, ganze Tage und Nächte saß er da draußen mit seiner Geige, lauschte dem Gesang der Vögel, dem Säuseln des Windes, dem Rauschen des Wassers und suchte die erlauschten Töne auf den Saiten nachzuahmen. Dabei lernte er so herrlich spielen, daß er, wenn er je einmal im Dorfe sich hören ließ, alle Leute jauchzen und weinen machte. Der schwarze Peter aber lachte dazu, griff nach seiner Geige — und dann war der weiße Heini mit all seiner Kunst vergessen. Verzweiflung im Herzen, stürzte der arme Bursche stets von dannen, hinaus in den Wald und gegen die Berge, und begann seine Mühe von neuem. So rannen

ihm die Tage dahin, die Wochen und Monate, und das Jahr, das ihm gesetzt war, wollte schon zur Neige gehen.

Nun war es am heiligen Osterfeste, daß Heini wieder einmal vor Tagesgrauen sich erhob, um bei Vöglein, Wind und Wasser in die Schule zu gehen. Und noch ein anderes wollte er. Er hatte schon oft erzählen hören, daß die Sonne am Ostermorgen nicht langsam heraufkäme wie zu anderer Zeit, sondern aus Freude darüber, daß an diesem heiligen Tage der Herr der Christenheit aus seinem Grab erstanden wäre, mit drei herzhaften Sprüngen über das dunkle Land sich emporschwänge in den blauen Aether. Doch könnten dies herrliche Schauspiel nur jene Menschen erblicken, die ganz besonders von Gott zu Glück begnadet wären. Nun meinte Heini, wenn er die Sonne springen sähe, so sollte ihm das eine Verheißung sein, daß er im Kampfe mit dem schwarzen Peter noch siegen müßte — aber wenn er nicht die glücklichen Augen hätte, um das Sonnenwunder zu schauen, so wollte er alle Hoffnung fahren lassen und sein Leid und Weh im tiefsten Wasser begraben.

Am Abhang eines Berges, über den die wilde Rauschach, hohe Fälle und runde Becken bildend, niederschäumte, um dann in breitem Bette durch das Dorf zu strömen — dort am Berghang wußte Heini eine Stelle, von der er das ferne Land gegen Sonnenaufgang weit überblicken konnte. Sie lag am Ufer eines unergründlichen Wasserkessels, in den die Rauschach ihre stürzenden Wellen goß — dorthin begab sich Heini, dort saß er regungslos, die Geige neben sich, die Arme um die Knie geschlungen, und starrte mit brennenden Augen in die dämmernde Ferne. Da plötzlich kam eine riesige Feuerkugel über den Saum der Erde emporgesprungen — die Sonne war's — jetzt tat sie den zweiten Sprung — den dritten jetzt — und nun stand sie in leuchtender Majestät am blauen Himmel und lachte den weißen Heini mit ihren Strahlen an, daß ihm gar wonnesam warm um die kranke Seele wurde. Die hellen Freudentränen rannen ihm über die Wangen, er griff nach seiner Geige und begann zu spielen, so süß und innig, daß die Vöglein, die schon mit ihrem Gesang die Sonne begrüßten, wieder verstummten, um seinem Spiel zu lauschen.

Und während er so spielte, war es ihm plötzlich, als hätten die Klänge seiner Saiten an den Felsen und im gurgelnden Wasser ein seltsames Echo geweckt. Verwundert setzte er die

Geige ab — das Echo aber tönte weiter, und das war ein so rätselhaftes Klingen, ein so zaubervolles Tönen, daß dem Heini beim Hören zumute wurde, er wußte nicht wie — und in das wundersame Tönen mischte sich ein Klang, halb war's wie Rauschen des Wassers und halb wie menschliche Stimme — und diese Stimme sang:

„Lausche, lausche,
Hör', was ich rausche!
Rauschegrim heiß' ich,
Steine zerbeiß' ich,
Felsen entführ' ich,
Schaumwellen schür' ich,
Rausche und rausche . . .
Lausche, lausche!"

Und der weiße Heini lauschte mit Schauer und Staunen. Wie im Fieber brannten ihm die Wangen, gleich einem Hammer schlug ihm das Herz, und während er scheu hinunterblickte in tönende, klingende Gewässer, sah er lange Strähne eines grauen Haares zwischen den schäumenden Wellen schwanken. Und wo zwischen Wellen und Wellen für flüchtige Dauer ein glatter Spiegel sich bildete, war in zitterndem Schimmer eine menschenähnliche, greisenhafte Gestalt im Wasser zu sehen — und von jenem graubärtigen Munde schien auch die Stimme emporzuquellen, die da sang:

„Lausche, lausche
Und hör, was ich rausche:
Wer meiner heut dächte,
Ein Lämmlein mir brächte
Und gösse sein Blut
In die schäumende Flut,
Ihn lehrt' ich hinwieder
Zum Dank meine Lieder,
Die tönen und klingen,
Wie Vögelein singen,
Wie Windes Geflüster
In waldigem Düster,
Wie Rauschen der Wellen,

Der flüchtigen, schnellen!
Ahoi, hoi!
Hör', was ich rausche,
Lausche, lausche!"

Die geisterhafte Stimme erlosch, doch herzbestrickender und süßer noch erhob sich das wundersame Klingen und Tönen. Es war, als hätte jeder weißumschäumte Stein und jede Welle Ton und Klang erhalten, als schwebte aus jeder Felsenspalte, aus jeder Fuge des Grundes ein schmeichelnder Laut, als wären die schlanken Reiser der Bäume und Gesträuche nichts anderes denn gespannte Saiten, die der sachte Wind mit unsichtbaren Händen rührte, als wären alle Drosseln, Finken, Lerchen und Nachtigallen der ganzen Welt zu schmetterndem Gesang und zärtlichem Gezwitscher versammelt auf dieser einen Stelle.

In Verzückung lauschend, das Haupt hoch aufgerichtet, stand der weiße Heini. Alle Scheu und Bangnis war von ihm gewichen, in hoffnungsvollem Mute blitzten seine Augen, und nun warf er Geige und Bogen ins Moos und rief mit jubelnder Stimme hinein in das Tönen und Klingen: „Rauschegrim! Rauschegrim! Ich bringe dir dein Lamm!" Und atemlosen Laufes eilte er über den Berghang nieder gegen das Dorf, von dessen Türmlein ihm das schwebende Geläut der Osterglocken sanft entgegenhallte. Inmitten des Feldes fand er einen Schäfer, der eben seine Herde verlassen und zur Kirche wandern wollte. Den rief er mit bebenden Worten an: „Schenk mir ein Lamm, um Gottes Erbarmen, Schäfer, schenk mir ein Lamm." Der Schäfer, der dem jungen Spielmann gut war, weil ihm Heini mit der Geige schon manch eine müde Stunde vertrieben hatte, lachte freundlich, haschte aus der Herde ein Lamm mit weißer, fein gekräuselter Wolle, reichte es dem Heini hin und sagte: „Da, nimm! Denn lieber schenk' ich dir ein Lamm, als daß mir eines gestohlen wird, wie am Ostermorgen im vergangenen Jahr." Mit großen Augen starrte Heini den Schäfer an — es fiel ihm ein, daß just um die letzte Osterzeit das schöne Können über den schwarzen Peter gekommen war, — und so meinte er zu wissen, woher der andere seine zaubersüßen Lieder hätte.

Der Schäfer aber schüttelte den Kopf und lachte: „Was willst du nur mit dem Lamm? Willst es wohl zum Pfarrer tragen und weihen lassen?"

Da atmete Heini tief auf. „Ja, ich will es zum Pfarrer tragen und weihen lassen.“ Und selbander schritten sie der Kirche zu. Als sie dabei an der Schänke vorüberkamen, hörten sie durch die offenen Fenster die trunkene Stimme des schwarzen Peter, der mit seinem Spießgesellen zechte und über dem Kollern der Würfel des heiligen Tages vergaß. Die Kirche fanden sie schon erfüllt mit frommen Betern. Ein langbärtiger Pater Kapuziner hielt die Predigt und predigte so lustig, daß sich in allen Bänken ein richtiges ‚Ostergelächter‘ erhob. Nur einer lachte nicht — das war der weiße Heini. Der lag auf seinen Knien, betete inbrünstig — und hing mit heißen, sehnenden Augen an dem rosigen Gesichtlein der blonden Mechtild. Als dann der Pfarrer kam, um die Körbe mit Eiern, Brot und Schinken zu segnen und die Lämmer zu weihen, welche die Leute gebracht, da ließ auch Heini vor dem Altar den Segen sprechen über sein Lamm.

Die Osterglocken läuteten zum andernmal, die Beter strömten aus der Kirche, und während der weiße Heini den nahen Bergen entgegeneilte, wanderte der alte Heydegast mit Mechtild durch das Dorf seinem Hause zu.

Noch hatten die beiden zu Mittag ihr Mahl nicht eingenommen, da kam der schwarze Peter zur Türe hereingepoltert. Aus seinen Augen sprach der Wein, und mit heiserer Stimme hub er zu schreien an: Er wäre nun ein volles Jahr des alten Spielmanns Geselle gewesen, hätte ihm die Truhen mit klingendem Silber gefüllt, jetzt wolle aber auch er seines Lohnes genießen, und der einzige Lohn, den er sich begehre, das wäre die Hand der schönen Mechtild. Bleich und zitternd saß das Mädchen am Fenster. Der alte Heydegast aber dachte des Wortes, das er dem weißen Heini gegeben. Doch Peter ließ keine Ausflucht gelten, er drohte, sein Bündel zu schnüren, und als gelte es schon ein Abschiedslied, so nahm er die Geige von der Wand und fing zu spielen an, das schönste seiner wundersamen Lieder. Da flog ihm Mechtild wie verzaubert an die Brust, der alte Spielmann schwamm in Wonne und Entzücken und hatte kein anderes Wort als Ja und Amen. Nun waren sie Brautleute, der schwarze Peter und die schöne Mechtild, und als die Vesperzeit vorüber war, gingen sie, begleitet vom Vater, Hand in Hand zum Ostertanz.

Der wurde auf einer großen Wiese abgehalten, in deren

Mitte auf grünem Hügel eine riesige Linde stand, von steinernen Bänken umzogen, und zu Füßen des Hügels floß die weiße Rauschach vorüber mit Murmeln und Raunen. Als hier die Leute den schwarzen Peter kommen sahen, begehrten sie, daß er spielen möchte. Er aber sagte: „Heut mag ein anderer spielen, heut will ich tanzen." Schon wollte nun der alte Heydegast zur Fiedel greifen, als plötzlich eine Hand sich auf seine Schulter legte. Hinter ihm stand der weiße Heini, den niemand hatte kommen sehen. Sein Gesicht war bleich, und ein dunkles Feuer loderte aus seinen Augen. „So tretet an zum Tanze, ihr Burschen und Mädchen," rief er, „ich will euch einen Reigen spielen!" Und er fing zu spielen an, was er auf seinen einsamen Streifzügen von den zwitschernden Vöglein gelernt hatte, vom säuselnden Winde und den plaudernden Wellen. Die Paare aber tanzten nicht, sie scharten sich um Heini und lauschten den süßen Klängen seiner Geige.

Da lachte der schwarze Peter höhnisch auf: „Was ist das für ein Geräusch? Mir kommt es vor, ich höre die Frösche quaken und einen Pudel winseln!" Mit diesen Worten riß er dem alten Heydegast die Fiedel aus den Händen und spielte eines seiner zaubervollen Lieder, bei dessen Tönen alle, die bei der Linde versammelt waren, des weißen Heini vergaßen und sich um Peters Füße lagerten. Der hatte aber kaum den letzten Bogenstrich getan, da hub der Heini wieder zu spielen an und spielte Ton für Ton das gleiche Lied, und das klang aus seinen Saiten noch tausendmal schöner als von des Peters Geige; denn Heini legte in die Zaubertöne des Liedes noch sein eigenes Herz, seine Seele, all seine Sehnsucht und Liebe. Jauchzenden Jubel gewann er sich zum Danke, und leuchtenden Blickes sah er, wie Mechtild zitternd sich an seine Seite schmiegte und unter seligem Schluchzen das Gesicht mit den Händen verhüllte. Wut und Haß verzerrten das Gesicht des schwarzen Peter; doch lachend hob er die Fidel, spielte sein zweites Lied — und wieder gab ihm Heini Antwort in den gleichen, nur tausendfältig schöner klingenden Tönen. Und so kämpften sie weiter bis zum zehnten Liede, und immer blieb der Sieg auf Heinis Seite. Jubelnd drängten sich die Leute um ihn, und niemand achtete darauf, daß der schwarze Peter mit einem lästerlichen Fluche einen seiner Zechbrüder beiseite zog und ihm in das Ohr zischelte: „Du mußt mir helfen, oder ich bin verloren! Er hat's

mir nachgemacht, er ist beim Rauschach-Nix gewesen! Der hat ihn seine zehn Lieder gelehrt, und auch das elfte, das Lied der Hulfrau, das sie singt, wenn sie auf falbem Rosse mit dem wilden Jäger durch die Lüfte reitet. Das wagt er nicht zu spielen, denn ein fürchterlicher Zauber liegt auf diesem Liede. Ich aber wag's, denn ich weiß, daß der Zauber gebrochen wird, wenn man das Lied nach dem letzten Ton vom Ende wieder rückwärts spielt zum Anfang. Doch während ich spiele, mußt du an meiner Seite stehen, und wenn du merkst, daß ich stocke, nur mit einem einzigen Ton, so reiß dein Messer hervor und schneide mir über die linke Schulter die Saiten ab."

Nach diesen Worten trat der schwarze Peter in den Kreis zurück und rief mit höhnischen Worten: „Bist ja ein großer Meister geworden, weißer Heini! Hast mir verteufelt vieles abgelauscht! Nur eines fehlt dir noch . . . freilich das Höchste! Kannst du auch das Lied der Hulfrau spielen, das herrlichste und gewaltigste, wie ein Menschenohr noch keines vernommen?"

Der weiße Heini schwieg. Doch wie in Erbarmen und ernster Mahnung sprach es aus seinem stummen Blick, als er dem Peter in die glühenden Augen sah.

„So horch auf mich, du feiger Stümper! Und Ihr, Heydegast, Ihr sollt dann sagen, wer der größte Spielmann ist und wem die Hand der schönen Mechtild zugehört!" Nach diesen Worten hob der schwarze Peter die Geige und begann zu spielen. Den Leuten aber, die da lauschten, wollte das Herzblut gerinnen und der Sinn vergehen bei den Tönen, die jetzt aus Peters Saiten wirbelten und zuckten, jauchzten und klagten, Und während er spielte, bebte der Grund, die gelben Schlüsselblumen der Wiese bewegten sich hin und her, mannshoch sprangen die Wellen der Rauschach empor, die lautlosen Aeste der Linde griffen durcheinander, von überall kamen die Vögel geflogen, und ein dumpfes Sausen erhob sich in den Lüften. Da schien auch dem schwarzen Peter der Mut zu wanken. Kalkige Bläße überzog sein Gesicht, seine Hände fingen zu zittern an, die Töne seines Spieles verwirrten sich — und hilfesuchend blickte er nach seinem Kameraden. Der riß nun wohl das Messer aus der Scheide und hob die Klinge gegen den Spielmann. Doch Mechtild sprang unter gellendem Schrei auf ihn zu, und als fürchte sie für Peters Leben, so stieß sie jenen Gesellen zurück und wand ihm das Messer aus den Händen. Mit schrillem Mißton endete

das Spiel des schwarzen Peter, lahm sanken ihm die Arme nieder, und wie versteinert starrte er in die Lüfte, in denen das Sausen zu wildem Sturme wurde, starrte in die Rauschach, deren Wellen über die Ufer rauschten und schäumend anbrausten gegen die Hügel.

Schreiend und jammernd drängten sich die Leute um die Linde, ängstlich kreischten die Vögel — schon aber hatte der weiße Heini die Geige an das Kinn gehoben, und mit dem gleichen Ton, mit dem der schwarze Peter geschlossen, fing er zu spielen an und spielte das Lied der Hulfrau rückwärts bis zum Anfang. Da legte sich der tosende Sturm, das ängstliche Kreischen der Vögel wurde zu leisem Zwitschern, und langsam wirbelten die schäumenden Wasser zurück in ihr felsiges Bett. Den schwarzen Peter aber sah niemand wieder; er war verschwunden, als hätten ihn die Wellen fortgespült.

Banges Schweigen lag auf allen Lippen. Niemand wagte zu sprechen, noch sich zu regen. Der weiße Heini aber legte den einen Arm um die schöne Mechtild, die ihm weinend an die Brust gesunken, und während er mit dem einen Arm seine Geige an dem knorrigen Stamm der Linde zerschmetterte, rief er gegen das murmelnde Wasser:

„Rauschegrim!
Ich habe wiedergefunden mein Glück!
Rauschegrim!
Ich gebe dir deine Lieder zurück!"

Und von dieser Stunde an hat niemand in der Welt sie wieder gehört, die zaubervollen Lieder des Rauschegrim. Der weiße Heini aber lebte mit Mechtild lange Jahre in Glück und Freude, und bei allen Leuten galt er als der größte Spielmann, denn er spielte ihnen vor, was er in der Einsamkeit von den zwitschernden Vöglein gelernt, vom flüsternden Wind und von den raunenden Wellen.

Der gute Vorsatz

Das weiß doch ein jedes Kind, daß die Berge nicht durch und durch aus Stein und grauen Felsen bestehen; nur nach außen zeigen sie diese rauhe, undurchsichtige Hülle — in ihrem Innern aber, da gibt es Säle, Schiffe und Kuppeln, wie in einem herrlichen Dom; schier unabsehbar reiht sich Gemach an Gemach — und da ist jede Wand ein einziger, funkelnder, glatt geschliffener Bergkrystall, geziert mit blutrot leuchtenden Granaten, und die Decke eines jeden Gemaches ist aus klarem, himmelblauem Gletschereis gewölbt, in dem sich die Sonnenstrahlen zu bunten, wundersamen Farben brechen. Mit diesen Zaubersälen wechseln herrliche Hochlandsgärten und Almenfelder, auf denen in ewigem Frühling die Blumen blühen; weiße Gemsen ziehen friedlich durch das üppige Gras, durch die Almrauschbüsche schlüpfen die Schneehühner, und in den silberhellen Bächen spielen goldschuppige Forellen.

In diesem unterirdischen Reiche wohnt Frau Hulda mit ihren hundert Dienerinnen, den ‚saligen* Fräulein'. Diese guten Wesen steigen zuweilen aus der Tiefe der Berge empor an den hellen Tag, bringen Glück und Segen in die armen Hütten, reichen den Kranken heilsame Kräuter und schmücken die Gräber der unschuldigen Kinder mit weißen Schneerosen; zur Sommerszeit sitzen sie gerne in der Sonne und spinnen von ihrer mit weißem Flachs umwickelten Kunkel einen zarten, silberig schimmernden Faden, und da folgen sie wohl auch einem freundlichen Ruf und helfen den Almerinnen das Bergheu mähen oder eine verstiegene Kalbin suchen.

---

* Salig, statt selig — eine Lautwandlung des Oberinntaler Dialektes, in dem es auch Walt statt Welt heißt, Fald statt Feld ꝛc.

Bald hier, bald dort in unwegsamen Bergschluchten oder unter Gletscherwänden öffnet sich ein Eingang ins Saligenreich: so beim Dörflein Zufall im Marteltal; dann in einer Grotte des Hintereisferners, darin der Oetztalerbach entspringt; und unter der ‚Gefrorenen Wand' bei Hinterdux; am Fuß des Timmeljoches; im Kaunsertal, aus dem sich der Gebatschferner zum sagenreichen ‚Gamshimmel' aufbaut; und auch bei Hippach im Zillertal, wo der schöne Luamacherwald mit viel tausend Wipfeln sanft emporsteigt gegen das kahle Gestein.

In diesem Wald liegt eine geheimnisvolle Höhle, zu der nur ein Sonntagskind in seltener und heiliger Stunde den Weg findet. Aber oft in der roten Abenddämmerung, im goldenen Sonnenschein des Morgens, oder in hellen Mondscheinnächten hört man von den Felshöhen über die Wipfel des Luamacherwaldes herab einen lieblichen Gesang. Wer nur den ersten Laut vernahm, muß stehen bleiben und lauschen, bis das Lied zu Ende klingt — so mächtig greifen die zauberhaften Töne in jedes Menschenherz.

Dann geht die Kunde davon mit Flüstern von Mund zu Mund, einer erzählt es dem andern im ganzen Tal, und überall heißt es: „Die Salig hat wieder gsungen! Das bideut't ein guts Jahr! Heuer gibt's dicke Flachswickeln!"

Das glaubten alle! Nur ein einziger pflegte immer zu schmunzeln, wenn solche Reden fielen — der Melcher Andrä. Denn er meinte, wenn an diesen Reden nur ein Fünklein Wahrheit wäre, dann hätte er der Saligen im Luamacherwalde längst schon begegnen müssen; erstens einmal war der Melcher Andrä ein Sonntagskind, und zweitens war er ein kecker Wildschütz, der schon zu jeder Stunde des Tages und der Nacht alle Klüfte und Schlüpfe des Luamacherwaldes durchstreift hatte und im kahlen Gestein jeden Gemswechsel kannte wie seine Tasche. Da war in Wald und Felsenöde kein Wild oder lebloses Ding, das dem Andrä nicht schon vor Augen gekommen. Ein einziges-mal hätte er doch wohl das salige Fräulein sehen oder beim Singen und Spinnen überraschen müssen.

Die Leute im Tal waren auf den Melcher Andrä wegen dieses Unglaubens nicht gut zu sprechen; sie machten ihm auch sonst kein freundliches Gesicht; denn der Andrä war ein übermütiger Bursch, der vor keinem Menschen den Hut zog und einen Tag um den andern tat, was ihn freute und die anderen ärgerte.

Das konnte ihm niemand wehren. Gehörte doch dem Melcher der schöne Bauernhof ‚In der Stuben', der zu Lebzeiten von Andräs Vater als der reichste Hof im weiten Tal gegolten hatte, so daß die Leute sprichwörtlich zu sagen pflegten:

„Z' Stube hot da Söga koan Ziel,
Do rinnt die böschte Buttamil!"

Freilich, seit der alte Melcher die Augen geschlossen und dem zwanzigjährigen Andrä das Gut hinterlassen hatte, ging's mit dem Stubenhof abwärts. Andrä ließ das Gesinde wirtschaften, stieg den Gemsen nach oder lag im Wirtshaus, auf der Kegelbahn, oder besuchte landaus und -ein alle Kirchweihen und Scheibenschießen. Die Geldstrümpfe des alten Melcher bekamen die Auszehrung, und eine Kuh nach der andern ging den Weg alles Fleisches. Fünf Jahre hatte Andrä dieses Leben getrieben. Da schien eine Wendung zum Besseren zu kommen.

Auf einer Kirchweih, in einem weit entlegenen Dorf, lernte er ein junges, schmuckes, aber auch armes Mädel kennen und verliebte sich bis über die Ohren. Vom ersten Tanz an ging er der Broni nicht mehr von der Seite. Andrä verstand sich aufs Schmeicheln und auf ‚dö süaßn Wartln' — hier aber halfen sie ihm nichts. Er merkte wohl, daß ihm die Broni gar bald von Herzen gut wurde, merkte aber auch, daß der Weg in Bronis Kammer am Pfarrhof vorüberginge und nur auf dem Umweg durch die Kirche zu finden wäre. Doch Andrä hatte sich das schmucke Mädel nun einmal in den Kopf gesetzt. Er wäre, wenn es die Broni als Einsatz gegolten hätte, mit seinem heißen Herzen schnurstracks in die Hölle gerannt — warum nicht auch in die Kirche.

Eines schönen Herbsttages hielten Andrä und Broni als Brautleute ihren Einzug auf dem Stubenhof, und dem jungen Paar verging ein glücklicher Winter. Andrä fand wieder Freude an seinem Heim und Hof, und Broni war eine verstandsame Person und eine fleißige Schafferin, die mit festen Händen zugriff in der verlotterten Wirtschaft. Als aber das Frühjahr kam, war in Andräs Liebe der jähe Durst gestillt, und er begann wieder sein altes, freizügiges Leben. Das junge Weib mahnte zuerst mit sanften Worten, dann mit herben Reden, und schließlich gab es Unfried über Unfried. Jeder Zank schloß

damit, daß Andrä nach seinem Stutzen griff und hinter sich die Tür ins Schloß warf. Immer länger blieb er aus, oft Tage und Nächte, und während das verlassene Weib sich kränkte und kümmerte, streifte der unverbesserliche Loder im Luamacherwald umher, übernachtete in den Sennhütten und pirschte auf Gemsen.

Da war es nun in einer mondhellen Juninacht, Andrä hatte sich am Abend, bei Verfolgung eines Wildes, zu weit in den Wald verloren, und da er müde war und den langen Heimweg scheute, legte er sich bei Einbruch der Nacht unter einer Fichte ins weiche Moos. Bald fiel der Schlummer über seine Augen. Doch mitten in der Nacht — der Mond stand hell über ihm — erwachte er und hörte den Gesang einer süßen Stimme. Anfangs meinte Andrä, daß er träume. Er rieb sich die Augen, schlug mit der Faust an die Brust, griff in das kühle Moos, doch immer hörte er die wundersame Stimme, den lockenden, herzbetörenden Gesang.

„Dös ischt ja heilig, als ob die Salig singen tät!" stammelte er und erhob sich. Schritt um Schritt, von Baum zu Baum, schlich er im dämmerigen Mondlicht dem Klang der holden Stimme nach. Da sah er aus dem Schatten der Bäume einen hellen Schimmer leuchten. Und als er näher kam, gewahrte er, daß sich der dunkle Waldgrund zu einem lichten, blumenreichen Gärtlein weitete, das von ragenden Felsen umzogen war. Ein schimmerndes Tor führte in das Innere des Berges, aus dem ein weißes, sprudelndes Bächlein hervorquoll, und am Ufer, mitten unter duftenden Blumen, ruhte ein saliges Fräulein, unter dem Arm den Rocken mit langhaarigem Flachs, in der Hand die silberne Spindel drehend, schön und schlank von Gestalt, blondlockig, mit Augen so blau wie die Blüte des Ehrenpreis, von Hals bis zu den Füßen in Silberzindel gekleidet und mit funkelnder Spange gegürtet.

Der Melcher Andrä zog den Hut. „Schau, schau," sagte er, „i hatt mir's nie nit denkt, aber es muaß dechten wohr sein, wos d' Leut so reden von die Saligen!"

Bei dieser Anrede hörte die Salige zu singen auf und blickte den Melcher freundlich an.

Dem wurde bei diesem Blick im Herzen gleich siedheiß. „Sakra, sakra," stotterte er, „bischt du a saubere Dirn! Und iatz sog amol: Bischt a Salige, oder nit?"

Sie lächelte und nickte. Dann zog sie die Falten des schimmernden Kleides dicht an ihren Schoß und sagte: „Geh, komm, und hock di a bißl zuawi zu mir! Oder trauscht di nit?"

„Wollwoll," lachte Andrä, „i trau mi scho!" Und plumps lag er neben der Saligen im Gras. „So, und iatz sing aber amol oans auf, a recht a schöns, du Sakrische du!"

Die Salige drehte die Spindel und begann zu singen; das klang so wunderschön, daß dem Melcher die Augen immer weiter aufgingen; er schnalzte mit der Zunge und schmatzte mit den Lippen, wie einer, der die Schüssel mit seinem Leibgericht vor Augen hat und schon gerne zugreifen möchte. Als das Lied der Saligen zu Ende war, seufzte Andrä: „Geh, laß di derbitten, sing halter no amol!" Wieder sang das gute Fräulein, und wieder bettelte der Melcher: „Geh, no amol!"

Da lachte die Salige: „Schnupftabak! Iatz ischt's aber gnuag fürs erschte Mal!"

Andrä faßte ihre Hände: „Schau, di möcht i halter allweil hearn, und di möcht i allweil schaun! So viel schön bischt und so viel lieb! Und neama nimmer möcht i hoam, und allweil möcht i bei dir bleiben!"

„Aber schau, das geht halt nit!" lächelte die Salige. „Aber diemal kummen därfst, wann d' magst. Freili, so leicht ischt's nit . . . dös muaßt dir schwaar verdeanen, daß i dir dös verlaub!"

„So red nur grod, mir ischt ja gar nix z' vill!"

„Was moanst woll, Melcher, was ischt woll dös Schwaarste auf der Welt?"

Andrä besann sich; dann lachte er: „An guatn Fürsatz halten . . . 's sell, moan i woll, wär 's Allerschwaarste."

„Da hascht recht, Melcher! No also, so mach halter den guaten Fürsatz, daß du vier Monat lang in deiner Wirtschaft fleißi schaffen und brav sein willst und Fried halten mit dein Weib! Und wann den Fürsatz ghalten hoscht, so kommst wieder zu mir, über vier Monat in der gleichen Nocht, und nacher führ i di zu mir eini in unser Bergschlössel . . . da wirst schaugn und lusen! Aber koan Wartl nit därfst röden von mir, zu koaner Menschensöll . . . versprichst es, Melcher?"

„Ja, meiner Söll, dös halt i!" jauchzte Andrä und wollte der schönen Saligen den Handschlag geben. Im gleichen Augenblick aber verschwand aller Glanz und Schimmer, und im finsteren

Wald, unter einer Fichte im feuchten Moos, saß Melcher einsam und guckte wunderlich in die Dunkelheit.

Von Osten her fiel ein rötlicher Schein über die Bäume — es war der nahende Morgen.

Melcher erhob sich. Eine Weile noch grübelte er vor sich hin, dann plötzlich lachte er hell auf, schickte dem kommenden Tag einen klingenden Jauchzer entgegen und rannte in stürmischer Hast den steilen Berghang hinunter.

Als er bei hellem Tag sein Anwesen erreichte, stand einer der Knechte im Hof und zerrte schreiend an zwei störrischen Pferden, die sich nicht vor den Heuwagen spannen lassen wollten. Andrä stellte die Büchse an die Wand, warf seine Joppe auf die Hausbank und riß dem Knecht die Zügel aus der Hand: „Geh weg, du Lapp, du dalketer, verstehst ja nix!" Im Hui hatte er die Pferde in den Strängen. „Wo liegt denn 's Heu?"

Der Knecht gab stotternd Antwort. Der Melcher schwang sich auf den Wagen, ließ die Peitsche knallen, und rasselnd stob der Wagen zum Hof hinaus. Im gleichen Augenblick trat die junge Bäuerin unter die Haustür und schlug in freudigem Schreck die Hände über dem Kopf zusammen.

Tag um Tag verging. Andrä schaffte wie ein Roß, und Broni hörte kein ungutes Wort von ihm. Mit strahlendem Gesicht ging die Bäuerin in Haus und Hof umher; nur die Gesindleute machten verdrossene Mäuler — jetzt bekamen sie im Hof einen Herrn zu fühlen, der die Augen in allen Ecken hatte. Das war auch gerade jetzt um so nötiger, da der jungen Bäuerin die Arbeit nimmer rasch von der Hand gehen wollte — sie sah ihrer schweren Stunde entgegen.

Kehrte der Melcher am Abend heim von seinem fleißigen Tagwerk und schmauchte in der Stube sein Pfeifchen, dann tat Broni, was sie ihrem Manne an den Augen absehen konnte. Da war es kein Wunder, daß sich Andrä bald gar wohl und behaglich in seinem Heimwesen fühlte. An solchen Abenden geschah es wohl auch, daß die beiden fröhlich und zufrieden miteinander plauderten, wie sie es seit den ersten Wochen ihrer Ehe nimmer getan. Und einmal sagte Broni: „Schau, Andrä, i hatt mir neama nit traumen lassen, daß du di so verwandeln kunntst!"

„I hab halter an guatn Fürsatz tan!" lächelte der Melcher

und schielte durch das Fenster hinaus in die Abenddämmerung und hinauf zum Luamacherwald.

Monat um Monat verging, und der Melcher Andrä blieb sich immer gleich. Er kam zu Ansehen bei allen Leuten, und im ganzen Tal hieß es wieder wie einst:

Z' Stuba hat da Söga koan Ziel,
Do rinnt die böschte Buttamil."

Der Sommer hatte reiche Ernte gebracht an Almgut, Flachs und Vieh; Andrä konnte verkaufen, und so griff er eines Abends nach dem Kalender, um nachzusehen, wann im Städtlein der Markt gehalten würde. Kaum hatte er einen Blick in den Kalender geworfen, als er erschrocken stotterte: „So, schön! Heut ischt Vollmondzeit! Da hatt i schier vagössen, daß i auffi muaß in Luamacherwald."

„Zu wem auffi?" fragte Vroni, die just zur Tür hereintrat.

„Zur Saligen auffi!" gab Melcher eilfertig zur Antwort, während er seinen Hut packte. Den Angstschrei seines Weibes hörte er nicht mehr — er war schon zur Stube draußen und rannte dem Luamacherwald entgegen. Es dämmerte schon, und er hatte ein paar gute Stunden zu steigen.

Der Mond ging auf, und ohne Mühe fand Andrä die Felsengrotte. Aber da waren keine Blumen zu sehen, kein Bächlein rann, kein Gesang ließ sich hören und keine Salige zeigte sich. Rings umher nur stiller Wald und stummes Gestein.

Melcher kraute sich hinter den Ohren: „Richtig, richtig, den guatn Fürsatz hab i ghaltn . . . aber 's Züngerl ischt mir ausgrutscht!" Eine Weile glotzte er die grauen Felsen an, dann ging er auf die Stelle zu, an welcher er vor vier Monaten das schimmernde Tor gesehen hatte, stieß den genagelten Schuh gegen das Gestein und rief: „Geh, du, Salige, tua nit bockn und kumm auffi!"

Doch alles blieb still; nichts rührte sich.

Wieder stieß Melcher den Fuß gegen die Felsen: „Geh, kumm auffi, decht sagen möcht i dir, daß i nimmer auffi kumm . . . woaßt, auf der Stuba gibt's gar viel zum Schaffen. Wollwoll! Nix für unguat also . . . und pfüat di God!"

Melcher drückte das Hütlein über's Haar und stapfte davon. Als er bei grauendem Morgen den Stubenhof erreichte, fand

er die Broni nimmer allein; ein Büblein schrie in der Wiege. „Sakra no amol," staunte Andrä in heller Freude, „ischt dös a Bua! A Köpfl hat er wie a Bischof!"

Mit matter Stimme rief ihn die Broni zu ihrem Lager: „Andrä, i bitt di um Gotteswilln, wos ischt denn dös für a schiache Soch mit der Saligen . . ."

Aber der Melcher schloß ihr den Mund mit einem Kuß. „Tua di nit sorgn, liabs Weibl, i geh nimmer auffi . . . woaßt, mir gfallt's dahoam iatz bessa!"

Doch Bronis Sorge wollte sich so schnell nicht stillen lassen. Andrä mußte erzählen. Schließlich meinte Broni lächelnd: „Es wird dechten so sein müssen: wo a guater Fürsatz halten soll, da darf der guate Geischt nit fehlen!"

„Wollwoll!" lachte der Melcher und hob seinen Buben aus der Wiege.

Hans Donnerstag

Es war einmal vor grauen Jahren eine arme, hochbetagte Witib. Mutter Nänni, so nannten sie die Leute; sie wohnte ganz am Ende des Dorfes in einem kleinen Häuschen und hatte einen großgewachsenen Sohn, mit Namen Lebrecht. Dieser Name paßte wie gesucht für ihn, denn er lebte recht und brav, wie es einem gesunden, ehrlichen Burschen zukommt. Er war von schlankem Wuchs, kräftig und behend, und hatte ein freundliches, von dunklen Haaren umrahmtes Gesicht mit haselnußbraunen Augen, die still in die Welt schauten, sinnend und träumend, nur manchmal ein wenig gar zu traurig. Das hatte nun freilich einen guten Grund. Und dieser Grund hieß Maragret.

„Hab mir's aber gleich gedacht, daß wieder so ein verflixtes Mädel dahintersteckt!" So hat bis heute noch jeder gesagt, der diese Geschichte zu hören bekam.

Ja, ein verflixtes Mädel war sie, die Maragret. Sie tat sich auf ihren reichen Vater, den alten Müller, gar viel zugute, war hoffärtig und eingebildet wie eine Elster, die das Plappern kann, war zu Possen und Streichen immer aufgelegt, und ihre Röcke flogen, auch wenn der Wind nicht ging — so flink und fahrig war die Maragret. Aber sauber war sie auch, bildsauber, das mußte man ihr lassen. Sie konnte mit ihrem roten, lachenden Mund und ihren blitzenden Kirschaugen einem das Herz im Leib umdrehen. Davon wußte der Lebrecht ein Liedlein zu erzählen.

Das war nämlich so gekommen. Der Mann der alten Nänni hatte, als es mit ihm ans Sterben ging, seinen Jungen gerufen und zu ihm gesagt: „Schau, Lebrecht, mach es mir

nicht nach! So ein Vogelsteller hat nichts als Plag und Sorgen all seiner Lebtag, armen Verdienst und sauren Lohn. Da sieh dir doch lieber den dicken Müller an! Der hat den Verstand doch auch nicht mit Löffeln gegessen; als ein armer Teufel ist er ins Dorf gekommen und heute sitzt er mitten drin zwischen Mehl- und Geldsäcken. Sei gescheit, Lebrecht, und werd ein Müller, dann kannst du es dir wohl sein lassen auf deine späten Tage." So sprach der Alte, und darauf starb er.

Mutter Nänni und Lebrecht weinten treulich um ihn. Und als sie ihn am Waldsaum unter einer alten Tanne begraben hatten, von deren Aesten die langen graugrünen Moosfäden wie Trauerfähnlein wehten, da machte sich Lebrecht auf den Weg zum Müller. Wohl hätte ihm das freie Leben in Wald und Heide besser zugesagt, aber er wollte als guter Sohn seinem toten Vater den Willen tun.

„Ich möchte fragen, ob ihr in der Mühle nicht einen Knappen brauchen könnt?" Mit diesen Worten betrat er die Müllerstube.

„Wir wollen sehen!" schmatzte der Müller, der hinter dem Tische saß, während vor ihm auf blinkendem Zinnteller ein fetter Schweinebraten dampfte. Er begann mit Lebrecht zu reden, der ihm so kluge Antworten gab, daß der Müller bald seinen Vorteil ersah und den starken, umsichtigen Burschen eindingte als seinen Knappen. Darüber kam die Maragret in die Stube, um dem Vater das gefüllte Kännlein zu bringen; und als da der Bursche das schöne Mädel sah, wurde er bis über die Ohren rot und brachte kein Wort mehr über die Lippen. Lachend schickte ihn der Müller zu den Gesellen, und da fragte die Maragret, was das für ein Mensch wäre.

„Der neue Mühlknappe!"

„Ach so," meinte sie und warf das rote Mäulchen auf, „hab schon gedacht, es wär ein Stockfisch, den der Vater aus dem Mühlbach gezogen hat!"

Das hörte Lebrecht, als er unter der Türe stand, und noch dunkler färbte sich sein Gesicht.

Von diesem Tag an blieb er in der Mühle. Vor der Sonne stand er auf und nach der Sonne ging er schlafen. Mit dem einen Aug' war er bei der Arbeit, mit dem andern bei der Maragret. Und jedes dieser zwei Augen gab aus für ein ganzes Dutzend. Die Leute hatten noch niemals so feines

Mehl bekommen, und niemals hatte der Müller so viele Kunden gehabt, als seit der Lebrecht den Mühlgang führte. Und niemals hatten in der Maragret Gärtlein und vor ihrem Fenster so schöne Blumen geblüht, und niemals noch so seltene Singvögel in zierlichen Häuschen in der Maragret Kammer gehangen, als seit ihr der Lebrecht zu Gefallen ging.

Aber vom ‚Gefallen gehen' bis zum ‚Gefallen finden' ist noch ein gut Stück Weg. Wenn die Maragret den Lebrecht nur zu Gesicht bekam, verzog sie schon das Näslein und tat, als wäre sie auf eine Blindschleiche getreten. Sie sprengte den armen Burschen in Haus und Hof umher, wie der Schäfer im Feld seinen Pudel, und keiner vom Gesinde hatte so viel vom Hochmut, von den Launen und Possen der Maragret zu leiden, wie der Lebrecht.

Das alles ertrug er und beschwerte sich nie; nur manchmal sah er sie mit ganz wunderlichen Augen an, groß und traurig. Dann kehrte sie ihm wohl den Rücken und ging mit lautem Lachen davon. Er aber schlich durch das Mühlwerk in den Garten, wo der Bach mit Rauschen und Plätschern das moosige Schaufelrad im Kreise trieb. Die sprühenden Tropfen glitzerten in der Sonne, aus den tänzelnden Wellen sprangen die schimmerigen Fischlein, in den Hecken sangen die Vögel und süßer Duft hauchte aus allen Blumen. Und Lebrecht saß und starrte vor sich nieder, und mit den Tropfen, die von dem plätschernden Rade stäubten, mischte sich zuweilen ein Tropfen, der aus heißen Augen fiel.

Der Sommer verging, es kam der Herbst, es wurde Winter, und dann nahm es jählings ein Ende mit Lebrechts Geduld.

In der finsteren Christnacht war es. Da ging er mit einer brennenden Fackel zur Kirche, um der Engelmesse beizuwohnen. Es fiel ihm wohl auf, daß die Leute, die er auf dem Kirchweg traf, bald laut, bald heimlich kicherten und lachten. Er meinte, daß er vielleicht mit seinem Feiertagsgewand im dunklen Flur den Mehlsäcken zu nah gekommen wäre. Aber sein Wams war rein und sauber.

Da hörte er eine Stimme: „Seht doch das Wunder an! Die Esel sind gute Christen worden . . . da kommt schon einer zur Kirche!" Und der Bursch, der diese lachenden Worte rief, deutete nach Lebrechts Kappe. Dieser griff nach seinem Kopf, riß die Mütze herunter, und er wurde blaß bis unter die Haare,

als er die zwei wirklichen Eselsohren erblickte, die seiner Kappe zu beiden Seiten angenäht waren. Ein schallendes Gelächter erhob sich rings um ihn. Er wollte sich auf die Spötter stürzen, wollte die Mütze zu Boden schleudern — da trafen sich seine Blicke mit Maragrets spottenden Augen — und nun wußte er, wem er diese Schande zu danken hatte. Sein ganzer Zorn schien jählings verraucht. Wohl wurden seine Wangen noch bläßer — aber stolz richtete er sich auf, und während ein bitteres Lächeln um seine Lippen zuckte, drückte er die Kappe wieder mitsamt dem grauen Schmucke über sein krauses Haar. Dazu blitzten seine Augen, daß unter all den Burschen keiner mehr zu lachen wagte.

Auch der Maragret war das Lachen vergangen.

Mit der Eselskappe auf dem Kopf hörte Lebrecht vor dem Kirchentor die Engelmesse, und als die Glocken zur Heimkehr läuteten, ging er nicht wieder den Weg zur Mühle, sondern zum Häuschen seiner Mutter.

Anderen Tages kam der Müller, der den tüchtigen Gesellen nicht missen wollte; doch wie er auch reden und bitten mochte, Lebrecht sah ihn finster an, sprach kein Wort und schüttelte den Kopf. Dann suchte er die rostigen Fangeisen und Fallen seines Vaters hervor, säuberte sie und zog in den winterlichen Wald hinaus, um Wölfe, Füchse und Marder zu fangen.

Als der Schnee zerrann und die gefiederten Sänger aus dem Süden kehrten, stellte Lebrecht die Vogelherde und baute Dohnenstiege. Und als der Falkenzug begann, brachte er auf den Wipfeln der höchsten Bäume seine Habichtskörbe und Falkennetze an, so daß er manch einen edlen Beizvogel um teures Geld an die reichen Burgherren verkaufen konnte.

Doch was er tat und schaffte, das tat er ohne Freude, still und traurig. Oft saß er ganze Tage lang an einer Stelle im Wald, dessen Bäume schon leise zu knospen begannen. Die neugierigen Nußhäher belauschten seine Gedanken, und wenn er sich regte und die Hände vor die Augen drückte, flogen sie mit lautem Gackern davon, und dann klang ihre Stimme wie: „Maragret! Maragret!" Da nahm er wohl die Mütze vom Kopf und betrachtete unter schmerzlichem Lächeln den grauen Schmuck seiner Kappe. Er hatte sie Tag um Tag getragen seit der Christnacht, und die Leute im Dorf nannten ihn nicht anders, als den ‚Graumann'. Ihm ins Gesicht wagten sie diesen Namen

freilich nicht zu brauchen; aber der Maragret trugen sie ihn zu, und wenn sie ihn hörte, wurde sie rot und blaß. Gesehen hatte sie den Lebrecht nicht wieder seit der heiligen Nacht; denn sie mied die Nähe des Nänni-Hauses, wie der Lebrecht die Nähe der Mühle.

Nun war es in der Karwoche, am grünen Donnerstag. Da sagte die alte Nänni zu ihrem Sohn: „Du, Lebrecht, unser letztes Scheitlein Holz ist verbrannt."

„Morgen und übermorgen ist heiliger Tag," gab er zur Antwort, „und da soll kein Feuer auf dem Herde brennen."

„Und keine Arbeit darf geschehen!" lächelte Mutter Nänni. „Aber deinen Osterbraten sollst du haben . . . und wenn du nicht heute noch in den Wald gehst, um Holz zu schlagen, dann wird uns der Ofen auch kalt bleiben am Ostertag!"

Lebrecht nickte nur, nahm seine Graumannskappe, warf die Axt über die Schulter und ging dem Walde zu. Er wählte einen festen Stamm; doch als er die Axt zum Schlag erhob, fühlte er seinen Arm gehalten wie von unsichtbaren Händen. Staunend schüttelte er den Kopf und ließ die Arme sinken. So oft er sie aber von neuem erhob, immer wieder fühlte er jene geheimnisvolle Macht, die den bedrohten Baum zu hüten schien. Da nun der Lebrecht das Gruseln nicht kannte, dachte er sich: „Warte, du, dir komm ich!" . . . ließ plötzlich die Axt zu Boden fallen und griff mit beiden Händen aufs Geratewohl in die Luft. Sonderbar kam es ihm vor, als er unter seinen Händen etwas fühlte wie ein seidenes Tüchlein, und eh' er sich noch recht bedachte, sah er vor sich ein winziges Männlein stehen, kaum drei Spannen hoch, mit feuerrotem Haar und Bart, mit rotem Röcklein und roten Hosen. Und weil es in seinem Zorn mit beiden Füßen strampelte, war es anzusehen wie ein springendes Flämmlein.

Lebrecht mußte lachen, zum erstenmal wieder seit der Christnacht, und lachend sagte er: „Ei, Gott zum Gruß, Euer Gnaden, wie heißt ihr denn?"

„Hans Donnerstag heiß' ich," piepste der Zwerg, „und ich will nicht leiden, daß du Bäume fällst und Holz spaltest an meinem heiligsten Tag."

„Gut, so will ich es lassen, dir zu Gefallen!" sagte Lebrecht.

Da ward das Gesicht des Kleinen munter und freundlich,

er zwinkerte mit den winzigen Aeuglein zu Lebrecht auf und kicherte: „Das soll dir gelohnt sein! Aber nun gib mir mein Käpplein wieder!" Bei diesen Worten merkte Lebrecht erst, daß er zwischen den Fingern ein winziges Mützlein von roter Farbe hielt. „Gib mir mein Käpplein wieder, ich will dir dafür einen Wunsch erfüllen! Soll ich dir einen Schatz in der Erde zeigen? Oder willst du lernen, wie man Steine in Gold verwandelt?"

„Ach," seufzte Lebrecht, „wüßt ich doch lieber, wie man der Maragret Gemüt verwandelt!"

„Wirf sie ins Osterfeuer," kicherte Hans Donnerstag, „wirf sie ins Osterfeuer!" Und flink wie ein Wiesel haschte das Männchen nach seinem Käpplein, zog es über die Ohren und war im Nu verschwunden.

Staunend blickte Lebrecht ins Leere. „Wirf sie ins Osterfeuer?" murmelte er vor sich hin. „Wen? . . . Die Maragret?" Und ein Schauer ging ihm über den Rücken und durch die Seele, Aber er brachte das Wort nicht mehr aus seinen Ohren — wie die Flocken im Schneesturm, so wirbelten die Gedanken in seinem Kopf. Er wußte kaum, daß er die Holzaxt über die Schulter nahm und den Heimweg suchte. Als er das Feld erreichte, schallten ihm alle Glocken aus dem Dorf entgegen, Lebrecht hörte sie nicht, er ging in Träumen seinen Weg. Allmählich begannen die Glocken zu verstummen, eine nach der anderen, bis endlich der letzte Klang dahinschwellte über das Land wie ein banger, schmerzvoller Seufzer — es waren die Glocken gestorben, um erst mit dem Heiland wieder zu erwachen am heiligen Ostertag. Und als die Glocken schwiegen, stieg aus allen Dächern des Dorfes ein weißer Rauch, der Dampf des Wassers, mit dem sie die Feuer löschten auf jedem Herde. Lebrecht sah es nicht, er ging in Träumen seinen Weg, und als er das Häuschen seiner Mutter erreichte, bemerkte er gar nicht das viele, schön gespaltene Holz, das am Gartenzaune aufgeklaftert stand. Da mag wohl der kleine Hans Donnerstag im Spiel gewesen sein.

Und wie im Traum verging dem Lebrecht der andere Tag, und auch der nächste. Als aber dann am Karsamstag abend Mutter Nänni das schwere Bündel mit den geweihten Holzscheiten zusammenpackte, die sie zum heiligen Osterfeuer spenden wollte, da fuhr Lebrecht auf: „Gib mir das Holz,

Mutter!" Eine brennende Röte überflog sein Gesicht. „Ich selber will das Feuer holen!" Er warf das Bündel auf den Rücken und griff nach der langen Fackel, die vom Osterfeuer die auferstandene Flamme heimtragen sollte für Mutter Nännis Herd.

Just als die Sonne sank, weit in der Ferne und blutig rot, erreichte Lebrecht den Hügel, auf dem das Osterfeuer lodern sollte die ganze Nacht hindurch. Und just kam auch von der anderen Seite die Maragret. Er blickte nicht auf zu ihr; sie aber streifte mit scheuem Blick seine Graumannskappe, und ihre Hände zitterten, als sie auf dem mächtigen Holzstoß, der schon gesammelt stand, ihre Scheite neben die seinen legte. Während der letzte Schein der Sonne erlosch, war alles stille und alle beteten. Dann traten die Aeltesten des Dorfes zusammen, um jenen zu wählen, der das heilige Feuer zünden, die schlafende Flamme erwecken sollte. Auf Lebrecht Graumann fiel ihre Wahl; es war die größte Ehre, die einem widerfahren konnte; das hieß so viel, als: „Dieser ist der Tüchtigste, der Redlichste unter uns, er hat die reinste Hand und das reinste Herz!" Und dem Lebrecht brannten auch die Wangen vor stolzer Freude, als er hervortrat aus dem Kreis.

Da legte einer der Aeltesten die Hand auf seinen Arm. „Ich meine Lebrecht," sagte er, „du solltest doch dein Käpplein abnehmen?"

Lebrecht aber schüttelte den Kopf. „Nein! Meine Kappe will ich tragen. Mag lieber ein anderer das Feuer zünden."

So ließen sie es zu, daß er das Feuer weckte, mit der Graumannskappe auf seinem Haar. Er schlug den Funken aus Stahl und Stein, in dürrem Moose blies er ihn an zu roter Glut; den glühenden Zunder schob er in eine Weizengarbe und blies, bis aus den gelben Halmen die helle Flamme schlug. Ein hundertstimmiger Jubelruf erscholl aus allen Kehlen, schon fingen die Späne Feuer, und bald war die Nacht in Tag verwandelt, denn eine baumhohe Flamme loderte aus dem brennenden Stoß. Uralte heilige Gebräuche wurden geübt, man briet einen mächtigen Widder am Spieß, jeder aß von diesem Fleisch, dann nahm Gesang und Tanz und fröhliches Gelage seinen Anfang. Nur zwei junge Menschen taten nicht mit dabei, Lebrecht Graumann, der als Wecker und Wächter still versunken neben dem Feuer saß, und die Maragret, die sich in den Nachtschatten einer alten Tanne geflüchtet hatte.

Als dann im Osten ein falber Schein erwachte und das erste Morgenlüftchen über den Hügel strich, da war die Lustbarkeit zu Ende. Mann und Weib, eines nach dem anderen, trat an den Holzstoß heran, um die Fackel zu entzünden und vom heiligen Feuer eine Flamme heimzutragen für das kommende Jahr. Auch die Maragret kam herbei, still, mit gesenktem Köpfchen — und da war es dem Lebrecht, als vernähme er neben sich die piepsende Stimme eines Unsichtbaren: „Ich will sie stolpern machen . . . gib ihr noch einen tüchtigen Stoß!"

Dem Lebrecht schoß vor jähem Schreck alles Blut zum Herzen. „Um Christi Liebe willen, tu das nicht, Hans Donnerstag!" so stammelte er. Aber da sah er die Maragret schon wanken, sie drohte zu stürzen, mitten hinein in die Flamme — doch Lebrecht Graumann streckte die Hände, just noch erfaßte er sie, riß sie zurück vom Feuer und hielt sie geborgen in seinen Armen. Sie wand sich los von ihm, schlug weinend die Hände vor das Gesicht und floh durch das Gewirr der Leute.

Und wieder kamen sie, eines nach dem anderen, um Feuer zu holen und heimzutragen. Als letzter entzündete Lebrecht seine Fackel, und kaum daß sie brannte, erlosch auf der Erde das letzte züngelnde Flämmchen. Und als er nun heimwärts schreiten wollte, sah er unter der Tanne die Maragret sitzen.

„Maragret," sagte er, und seine Stimme klang ruhig, „wo hast du deine Fackel? Wenn du nicht Feuer bringst, das wäre Unglück für euer Haus, und was würde dein Vater sagen?"

Sie nickte nur, trocknete ihre Tränen, erhob sich, suchte die Fackel und ging zur Feuerstatt. Es lag aber nur noch eine schwache Glut in der Asche.

„So nimm Feuer von dem meinigen!" sagte Lebrecht und hielt ihr die Fackel hin.

Da schaute sie zu ihm auf, und Zähren traten ihr in die Augen. „Lebrecht," stammelte sie, „könntest du mir wohl verzeihen?"

„Ich habe dir lange verziehen. Denn was du mir zur Schande tatest, das ist mir zur Ehre geworden!"

„Was aber müßt ich tun, daß du es auch vergessen könntest? Sprich, Lebrecht! Ich tät es so gerne."

Er blickte sie an, und als er ihre flehenden Augen sah und ihren sanften Mund, da wallte ihm das Blut im Herzen,

und er sagte mit bebender Stimme: „Da müßtest du mit mir zur Kirche gehen, Hand in Hand!"

„Ach, Lebrecht, ich tät es ja so gerne," lächelte sie, „von Herzen gerne!"

Er hätte am liebsten die Fackel von sich geworfen und das Mädel umschlungen mit beiden Armen. Doch er bezwang sich und sagte: „Doch wenn du mein Weib wärest, dann ließ' ich einen Steinmetz kommen, und er müßte mir eines Graumännleins Kopf ausmeißeln über meiner Tür. Und Lebrecht Graumann tät ich mich nennen alle meiner Lebtage!"

„Tu es doch, Lebrecht, tu es doch!" lächelte sie unter Tränen.

„Und noch eines, Maragret . . . diese Kappe will ich tragen an meinem Hochzeitstag!"

„Ja, Lebrecht, tu es nur!" sagte sie, und dazu blickte sie ihn an mit seligen Augen.

Nun sah er, daß ihr Gemüt verwandelt war, wie Stein zu Gold, und mit hellem Jauchzer riß er die Graumannskappe von seiner Stirn und warf sie in die erlöschende Glut. Und sieh, da schlug ein Flämmlein aus den Kohlen und verzehrte die Kappe, während man nahebei das lustige Kichern eines winzigen Stimmleins vernahm.

An der kleinen Flamme steckte Maragret ihre Fackel in Brand. Dann legte Lebrecht den Arm um seiner Liebsten Nacken, und so wanderten sie niederwärts den Hügel und heimwärts in das Dorf. Als ihre Wege sich schieden, küßte Lebrecht die Maragret auf Mund und Augen.

Seltsam, wahrhaftig! Zwei Feuerlein — die beiden brennenden Fackeln — sah man nun auseinanderwandern in der grauen Dämmerung des Morgens. Und hier waren doch zwei Flammen ineinander geschmolzen zu einer einzigen Glut.

Die Zitherspieler

Der Abend sank über die Berge. Ein dämmerig blauer, vom letzten Sonnenlicht durchirrter Himmel spannte sich über die weißen Zinnen und grünen Kuppen, leise klang das Murmeln und Gluckſen der in langer Hitze fast versiegten Bäche, und das sanfte Läuten der fernen Almenglocken mischte sich in das sachte Flüstern und Rauschen des dunkelnden Waldes.

Von dem Steige, der die Höhe des Waldes quer durchzog, klang ein fester, eilender Schritt und das Klirren eines Bergstockes. Nun trat der einsame Wanderer unter den Bäumen hervor auf den freien Pfad. Es war ein dreißigjähriger Bursch in sonntäglichem Gewand, mit einem verwitterten Rucksack hinter den Schultern. Der schlanke, sehnige Körper war leicht gebeugt von schwerer Arbeit. Unter dem breiten Rande des blumenbesteckten Filzhutes sah ein sonngebräuntes, erhitztes Gesicht hervor, mit freundlichen Zügen, mit zwei blauen, stillen Augen und einem lächelnden Munde, über dem ein weißblondes, zerzaustes Bärtchen saß.

Einen Augenblick verhielt der Bursche den Schritt, atmete tief auf und sah verträumt und ganz verloren um sich her. Dann stieg er weiter auf dem schmalen, nicht ungefährlichen Pfad, der sich zwischen ragenden Felsen und abstürzendem Geschröff über den steilen, von kümmernden Latschensträuchern und zerstreuten Almrosenbüschen bewachsenen Hang hinüberwand. Da waren zuweilen hohe Felsstufen zu überklimmen, und wenn der Bursche von ihrer Höhe wieder niedersprang auf den gesenkten Pfad, dann klirrte leise die Zither, die er im Rucksack trug. Nach etwa einer Viertelstunde erreichte er eine breite, aufwärtssteigende Waldzunge, und als er sie durchschritten hatte

und die offenen Almfelder betrat, lag schon tiefe Dämmerung über dem Gehänge, und am tiefblauen Himmel blitzten die ersten Sterne. Scharf zog der Wind talabwärts, mit weißlichem Schimmer leuchteten die zerstreuten Steine aus dem kurzgeweideten Rasen, hier und dort im Grase lag ein wiederkäuendes Rind, dessen Glocke sacht erklang, wenn es in behäbiger Neugier den dicken Kopf nach dem späten Wanderer drehte.

Raschen Ganges stieg der Bursch empor über das dunkle Hügelfeld, und ihm voraus eilten seine sehnsüchtigen Blicke. Nun blieb er stehen, hob lauschend den Kopf — aber die unklaren Töne, die der Wind von der Höhe herab ihm zugetragen hatte, waren schon wieder verklungen und verweht. Er stieg weiter mit überhasteten Schritten, als wär' eine Sorge hinter ihm her, die ihn trieb. Als er die Höhe des nächsten Hügels erreichte, funkelte ihm der matte, rötliche Lichtschein einer Hütte durch das Dunkel entgegen. Und da trug ihm nun auch der Wind verständlich und klar den Schall eines mehrstimmigen Gelächters zu, den Hall einer singenden Stimme, die Klänge einer Zither.

„Wieder der andere! . . . Wieder!" glitt es über die Lippen des Burschen. Lange stand er regungslos und starrte zu der dunklen Hütte und ihrem lockenden Feuerschein empor. Unschlüssig neigte er das Gesicht und zwirbelte mit zitternden Fingern an seinem Schnurrbart. Dann legte er den Kopf zurück, stieg vollends über den Hang empor und trat in die Hütte.

„Grüß Gott beinander!"

Er hatte die niedere, geräumige Sennstube betreten, an deren schwarzen Holzwänden die Kupfergeschirre im Wiederschein des Feuers funkelten, das auf dem offenen Herd in hoher Flamme loderte und seinen dünnen Rauch in das berußte Sparrenwerk des Daches emporschickte. Zwischen den zwei kleinen Fenstern war in einem eisernen Ring an der Wand eine brennende Kienfackel befestigt; sie warf ihr zuckendes Licht über den Klapptisch, zu dessen Seite die junge Sennerin saß, die nackten Arme über der Brust gekreuzt, ein schmuckgewachsenes, hübsches Mädel mit fröhlichen Augen und lachendem Mund; gleich einem Krönlein ruhte das Nest der braunen Flechten über ihrer Stirne, die von lockigen Zaushärchen halb verschleiert war. Ihr gegenüber saß ein Bursche mit blitzenden Augen und keck aufge-

drehtem Schnurrbart, ein Urbild derber Kraft und strotzender Gesundheit. Er hatte vor sich die Zither stehen, die er mit seltener Gewandtheit spielte. Und im Takt der schwirrenden Tanzweise, die aus den Saiten klang, drehten sich zwei junge Paare jauchzend und stampfend im Kreise.

„Grüß Gott beinander!"

Der Spieler blickte auf, und als er den Burschen gewahrte, brach er mitten im Takte ab, schob die Zither von sich und musterte den neuen Gast mit spöttischem Lächeln und zwinkernden Augen. Die beiden Paare standen still, und einer der Tänzer lachte: „Je, da kommt gar noch einer daher!"

„Ein Ueberzähliger!" meinte seine Tänzerin. „Wir sind schon unser Sechse auf grade Füß."

„Hörst es, Pauli?" lachte der andere Tänzer. „Wie gfallt dir denn der Zenzl ihr Rechnung?"

„No ja, ein einschichtigen Platz wird's wohl noch geben für mich? . . . Oder net, Nannei!" Und mit heißem Blick hingen Paulis Augen an dem Gesicht der Sennerin.

Das Mädel nickte, und ein leises Lächeln zuckte um die roten Lippen. „Freilich, Platz is gnug. Es gehen viel geduldige Schaf in ein Stall." Lautes Gelächter folgte diesen Worten; und während Pauli, an seinem Schnurrbart nagend, den Rucksack abnahm und an einen Wandnagel hängte, erhob sich Nannei, um neues Holz über das Feuer zu legen. Dann schlug sie die Hand auf die Schulter des Burschen, der am Tische saß, und sagte: „Geh, Toni, spiel weiter!"

„Ah na! Für ein jeden spiel ich net. Er kann 's ja selber . . . soll sich selber ein aufspielen."

Diese Antwort war nun freilich nicht nach dem Geschmack der beiden tanzlustigen Paare, und als der Bursche trotz aller Bitten auf seiner Weigerung beharrte, wandte sich ihr heißer Groll gegen Pauli.

„No mein, wann ich schuld bin, will ich's ja gut machen!" Pauli nahm den Platz ein, den Nannei verlassen hatte. „Mit Verlaub?" sagte er, zog Tonis Zither an sich und begann zu spielen. Es war ein fröhlicher Ländler, den er anstimmte, aber sei es, daß ihn der Empfang bedrückte, den er gefunden hatte, oder daß sich die fremde Zither seiner Hand nicht fügen wollte, oder sei es, daß ihn der Gedanke an die Meisterschaft seines Gegners störte, der ihm spöttisch auf die Finger sah —

Pauli spielte schlecht und war so unsicher im Takte, daß die Tanzenden immer wieder aus dem Schritt gerieten. Und als ihm nun gar das Unglück passierte, einen falschen Akkord zu nehmen, griff Toni über den Tisch herüber und riß ihm die Zither unter den Händen weg. „Gib her, du Lapp . . . kannst ja nix!"

Brennende Röte flog über Paulis Gesicht. Doch bevor er noch ein Wort der Erwiderung fand, hatte Toni die Zither vor sich zurechtgestellt, und als er zugriff mit seinen geübten, kecken Händen, da gab es ein Schwirren und Klingen, als wären alle Saiten mit einem Schlag ins Tanzen geraten.

„Kreuzsaxen, da is halt Schneid drin!" lachte der eine der beiden Tänzer, warf den Hut in einen Winkel und faßte Nannei mit hellem Jauchzer um die Mitte. Der andere Bursche tat es ihm nach, zwischen den beiden Paaren drehte sich Zenz mit fliegenden Röcken — und jauchzender Wirbel, Klatschen und Gestampf, Schnalzen und schwirrender Saitenklang erfüllten die Stube. Als Nannei endlich des Tanzes müde wurde, trat sie hinter Tonis Stuhl, legte die eine Hand auf die Lehne, stemmte die andere in die Hüfte, und so stand sie mit glühenden Wangen, mit leuchtenden Augen, und wiegte den hübschen Kopf im Takt der schwingenden Töne.

Lächelnd sah Toni zu ihr auf; er wußte, was es galt — und nun erst gab er sein Bestes. Seine Hände gaukelten und sprangen über das Griffbrett und die Saiten, daß es scheinen wollte, als hätte jede Hand zehn Finger; die schwierigsten Griffe warf er hin mit spielender Leichtigkeit, und je staunender Nanneis Augen an seinen Händen hingen, desto beflügelter schienen seine Finger. Unter schnatternden Akkorden schwirrten und wirbelten die Drei- und Vierklänge durcheinander, wie Schwalben im Sonnenschein, wie Blätter im lustigen Winde. Die beiden Paare hatten das Tanzen eingestellt und drängten sich um den Tisch — das war ja auch kein ‚Tanz' mehr, was aus den dreißig Saiten dieser Zither klang — es war ein ganzer, toller Kirchtag mit seinem Gelächter und Gekicher, mit seinen Tänzen, Liedern, Märschen und Jauchzern.

Während all dieser Zeit saß Pauli regungslos in seiner Ecke, die eine Faust auf dem Tisch, die andere auf den Knien.

Sein Blick hing wie gebannt an Nannei — und was er von ihren glühenden Wangen, aus ihren leuchtenden Augen

las, das trieb ihm alles Blut aus dem Gesicht und legte sich mit bitterem Zug um seine herb geschlossenen Lippen. Und als nun Toni den tollen Wirbel seiner jauchzenden Weisen mit einem vollen, schwirrenden Akkorde schloß, als die lauschende Stille in Jubel, Lachen und Geplauder sich löste, erhob sich Pauli und nahm seine Zither aus dem Rucksack. Auf den Knien stimmte er sie mit unruhigen Händen, dann legte er sie auf den Tisch, und dabei war ein Ausdruck in seinen Zügen, als gelte es für ihn einen Kampf um Glück und Leben.

Er begann zu spielen — aber niemand achtete seiner; ungehört verklangen die zarten, schwebenden Töne seiner Saiten unter all dem Gelächter und Geplauder. Er spielte und spielte — und da war es Nannei zuerst, die aufmerksam den Kopf erhob. Dann wurde eines nach dem anderen still — nun standen sie alle lauschend — und hätte nicht das niederglimmende Feuer leise geknistert, es wäre außer dem Klang der Saiten in der Hütte kein Ton gewesen. Nur von draußen hörte man zuweilen den gedämpften Laut einer Glocke, und hörte, wie der Nachtwind mit sachtem, geheimnisvollem Rascheln über die Schindeln des Daches strich. Und diese Laute fügten sich zu den Klängen der Saiten fast wie ein unentbehrlicher Akkord. Es war ein weichgetragenes, schwermutsvolles Lied, was Pauli spielte, eine schmucklose, volkstümliche Weise — und was an diesem Lied auf die Lauschenden wirkte und ihre Herzen ergriff, das war nicht die Weise selbst und nicht die Kunst des Spielers, es war die redende Sprache des leise schwebenden Tones — Sprache, aus der es überquoll von Sehnsucht, Schmerz und Liebe . . .

Nannei hatte den Platz hinter Tonis Stuhl verlassen, es hatte sie näher und näher gezogen, nun stand sie dicht am Tisch — und als sie die Zenzl flüstern hörte: „Es is ja grad, wie wann eine arme Seel drin wär im Holz, die unsern Herrgott anbettelt um Gnad und Erlösung?“ . . . da nickte Nannei mit verlorenem Lächeln vor sich hin, und ihr Blick tauchte in Paulis Augen. Und während die weichen, süßen Töne ihr Ohr umschmeichelten, begannen diese blauen, tiefen, stillen Männeraugen plötzlich redend zu werden. Was sie erzählten von Hoffen und Sehnen, von Treu und Liebe, das alles, alles verstand sie — die Saiten klangen es nach in schwebenden Tönen — und was sie sangen, das schlich ihr warm in das Herz und traulich in die Seele. Liebliche Bilder gaukelten vor

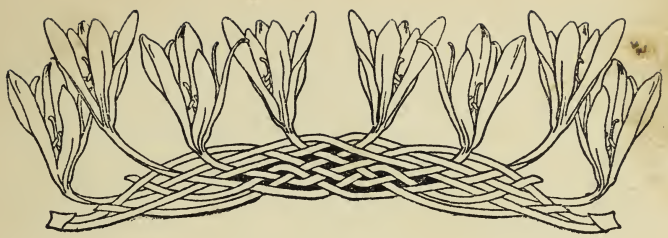
ihr empor. Sie sah sich heimwärtsziehen von der Alm mit brüllenden Rindern und läutenden Glocken; aus herbstlichen Bäumen sah sie ein freundliches Häuschen aufwärtstauchen mit rotem Dach und weißen Mauern — und aus all den blinkenden Fenstern guckte das lachende Glück. Zwei schimmernde Zähren rannen über ihre glühenden Wangen. Um ihre Lippen aber spielte ein frohes Lächeln.

Da störte ein grobes Wort das Spiel und die Stille. Toni hatte sich erhoben: „Jetzt hab ich 's aber gnug . . . die ewige Dudlerei!"

Nannei streifte den Burschen mit einem Zornblick; dann legte sie die Hand auf Paulis Hände, so daß er sein Spiel unterbrechen mußte: „Hörst es, Pauli? Der Toni hat gnug. Tu ihm halt den Gfallen und wart', bis er fort is! . . . Es is mir auch lieber, du spielst für mich allein!"

Toni stand mit verdutztem Gesicht. Und Pauli stammelte: „Nannei!" Und in seinen Augen leuchtete die Freude des jähen Glückes.

In der Freinacht



Sie trieben es bunt in der Schänke. Freilich, Sylvesternacht, da muß es hoch hergehen. Die Becher klangen, die Saiten schwirrten, und unter wirrem Geschrei und trunkenem Johlen rollten die Würfel über den weißen Tisch. Doch mitten unter der tollenden Schar saß einer, von dessen Lippen man keinen Laut vernahm. Er hielt den jungen blonden Kopf an die weiße Mauer gelehnt und starrte mit feuchten Augen ins Leere. Nur selten griff er zum Becher, und wenn er sich über die Stirne fuhr oder das lange Haar zurückstrich von den blassen Wangen, dann zitterte ihm die Hand. Er war so ganz verloren in sich, daß er die guten Blicke nicht merkte, mit denen das schmucke Töchterlein des Wirtes, die Lisbeth, ihn betrachtete, so oft sie in seine Nähe kam, und daß er kein Wort von allem hörte, was die anderen lachten und sangen. Und als ihn sein Nachbar am Arme faßte und ihm zurief: „Lustig, Dieter, lustig, und trink! Schneller als die Zeit macht der Wein vergessen!" . . . da fuhr er wie aus tiefen Träumen auf und starrte mit heißen Augen um sich her. Nun sah er, und hörte — und was er sah und hörte, diese tolle Lustbarkeit, dieses wüste Gelächter und wilde Gejohl, das ekelte ihn an und schmerzte ihn in tiefster Seele. Er schüttelte das Haar zurück, sprang auf und verließ den Tisch.

Unter der Türe trat ihm die Lisbeth entgegen, erschrocken, mit traurigem Blick. „Dieter? . . . Du willst schon fort?"

Er nickte nur, reichte ihr die Hand, ohne sie anzusehen, und stürzte hinaus in die dunkle Nacht. Eine Weile rannte er die Straße dahin wie ein Verfolgter. Bald aber wurden seine

Schritte langsam und müde. Noch lange hörte er hinter sich den wirren Lärm der Schänke. In den Höfen, an denen er vorüberkam, kläfften die wachenden Hunde. Schwarze Wolken zogen am Himmel, den Sternenglanz erstickend, und alle Häuser waren so tief in Nacht getaucht, daß aus der Finsternis die erleuchtenden Fenster hervorstarrten wie die glühenden Augen dunkler Ungetüme.

Nun stand er vor dem eigenen Häuschen. Das lag vor ihm, so still, mit schwarzen Fenstern, und durch die entblätterten Zweige der Linde, die über das kleine Haus im schönen Sommer ihre Schatten warf, summte mit schwermutsvoller Weise der Nachtwind, der von den waldigen Hügeln niederstrich ins Tal. Dieter öffnete die Tür, doch auf der Schwelle blieb er stehen. Er hatte nicht den Mut, hineinzutreten zwischen die stummen, öden Mauern. Da drinnen roch es noch immer nach Wachs und Weihrauch, und auf den Dielen, die seine Mutter, bevor sie krank geworden, für die Feiertage noch weiß und blank gescheuert hatte, auf diesen Dielen sah man noch immer die schmutzigen Trittspuren der vier Männer, die auf ihren Schultern davongetragen hatten, was dem Dieter auf der Welt das Liebste war. Ein Schauer überlief ihn. Er zog die Tür wieder zu, dann sank er auf die Hausbank nieder, grub das Gesicht in die Hände und weinte in wühlendem Schmerz.

Da war es ihm plötzlich, als hätte eine liebe Stimme seinen Namen gerufen. Er blickte auf und seine Tränen versiegten. Doch wie er auch hineinstarrte in die Nacht, nirgends, nirgends eine Spur von Leben oder Licht! Woher nur die Stimme gekommen war? Er hörte sie in seinem Ohr noch klingen, deutlich, lind und liebevoll. Wie träumend erhob er sich, kehrte auf die Straße zurück und wanderte in die Nacht hinaus, er wußte nicht wie und nicht wohin. Er ging nur zu — immer zu — —

Am Himmel klüfteten sich die Wolken, hier und dort schon funkelte ein Stern hernieder, nun huschte ein heller Strahl über das Gewölk, das sich mit zartem Glanze zu säumen begann, und über die Wiesen, auf die der Winter noch keinen Schnee geworfen, kam aus der Ferne der weiße Schein des Mondes herangezogen. Das Wasser des Baches, der die Straße begleitete, murmelte lauter, auf jeder Welle schaukelte sich ein blitzendes Lichtlein, und die kahlen Zweige der Weiden und Erlen, vom

Mond beschienen und vom Winde bewegt, wanden und schlangen sich durcheinander wie die Arme tanzender Gestalten.

Auf der silberweißen Straße wanderte Dieter dahin, in Erinnerung versunken, die Augen in sein Herz gekehrt, und er sah nicht, wie das offene Feld zu Ende ging und wie der Tannenwald ihn aufnahm in seine geheimnisvollen Schatten. Der Schritt des Einsamen verirrte sich vom Wege, auf weichem Moose wandelte er zwischen den Bäumen, wie geführt von einer unsichtbaren Hand, und nicht eher blickte er auf, bevor er nicht gefangen stand zwischen Bäumen und dichtem Gebüsch, aus dem er keinen Ausweg sah. Erschrocken und staunend schaute er um sich her; dann ließ er sich müde seufzend auf einen Baumstock nieder. Aus den finsteren Büschen sah er das morsche Holz mit bläulichem Scheine glimmen, zu seinen Füßen spielten die Lichter und Schatten des Mondes, und ihm zu Häupten rauschten die dunklen Wipfel, als hätten sie sich wundersame Dinge zu erzählen.

Da schlug im Dorfe die Kirchenuhr — die zwölfte Stunde. Die Schläge klangen wie aus weiter, weiter Ferne. Lauschend fuhr Dieter auf, und über seine Schultern lief ein Frösteln, obwohl die Winternacht so milde war, wie eine Nacht zur Frühlingswende.

„Freinacht!" stammelte er mit bebenden Lippen. Das war von den Nächten eine, in denen die Geister Macht gewinnen, in denen frei und lebendig wird, was sonst unfaßbar und verborgen liegt für das Wissen und die Augen der Menschen. Freinacht! Und er allein, mitten im tiefen, pfadlosen Walde! Nicht Furcht und Grauen, nur ein seltsames, erwartungsvolles Bangen überkam ihn. Langsam erhob er sich und staunte hinein in den Wald; denn als er den letzten Glockenschlag verklingen hörte, erwachte rings um ihn ein zauberhaftes Leuchten, das keinen Schatten duldete. Alle Bäume und Büsche waren in Glanz getaucht, das welke Moos verjüngte sich zu frischem Grün, aus allen dürren Ranken sprangen die Blätter, Blumen stiegen aus der Erde, die Käferleichen, die im Moose lagen, belebten sich und fingen zu schwirren an, ein leises Summen ging um alle Blüten, die Vögel sangen, und schimmernde Falter gaukelten von Busch zu Busch. Träumend blickte Dieter noch in dieses vom Tod erstandene Frühlingsleben der Natur, als er eine leise, liebliche Musik vernahm, wie von hundert helltönenden

Glöckchen, in deren harmonisches Klingen sich Gesang von zarten Stimmchen mischte.

Da kam Bewegung in seine starren Glieder. Mit Zaubergewalt zog es ihn diesen Klängen entgegen, er brach sich einen Weg durch die grünen Büsche, und nun stand er vor einer Waldlichtung, in deren Mitte zwischen blühenden Weißdornhecken ein kleiner Teich gelegen war. Glänzende Birkenzweige hingen über die Hecken in das Wasser nieder, auf dessen stillem, leuchtendem Spiegel weiße Knospen zwischen großen Blättern schwammen. Das ganze Ufer war mit Blumen übersät, und aus den bunten, schwingenden Glöckchen dieser Blüten kam jenes leise wundersame Klingen, während aus der Tiefe des Wassers jener zarte Gesang emporzusteigen schien.

Zögernd näherte sich Dieter dem blühenden Ufer, und da schwang sich mit klappernden Schnäbeln ein Storchenpaar in die Lüfte. Nun wußte Dieter, wo er sich befand — er kannte den kleinen Teich: es war der Kindlibrunnen, von dem die Sage geht, daß auf seinem Grunde das Leben wachse. Ungezählte Stunden war er als Knabe hier in den Blumen gelegen und hatte, brennend vor Neugier, niedergestarrt auf den Grund des klaren Wassers. Doch nichts anderes hatte er gesehen als grüne Algen und braune Käfer.

Jetzt aber, da er mit suchenden Augen sich über den Spiegel des Teiches neigte, schien der Grund ins Bodenlose zu versinken, und tief, tief unten sah er ein schimmerndes Gewimmel von weißen, winzigen Körperchen. Das war wie ein Wirbel von Blütenflocken — und eine dieser Flocken löste sich aus dem Kreise und kam emporgeschwommen, höher und höher, wachsend und sich gestaltend. Mit leisem Rauschen teilte sich die Flut, und an das Ufer stieg ein wunderliebliches Kind in weißem Kleidchen, mit einem Kranz von Rosenknospen über dem gelockten Haar. Singend trippelte es durch die Blumen und raufte mit spielenden Händen die Blüten von den Stengeln.

Beklommenen Herzens folgte Dieter dem Kinde. Er sah es auf schmalen, schwankenden Stegen fahrlos über schäumende Bäche schreiten, hart am Rande finsterer Abgründe sah er das Kind dahintänzeln, und wenn es zu straucheln drohte, schien es gestützt und gerettet von sorgsamen Geisterhänden.

Jetzt nahm der Wald ein Ende, und Dieter gewahrte mit Staunen, daß aus dem Kinde ein schönes, fröhliches Mägd-

lein geworden. Und wo es wandelte, lag der Frühling über der Erde; da blühte der Klee, es duftete der weiße Flieder, und aus den sprossenden Halmen stiegen die Lerchen mit trillerndem Gesang. Doch je lauter die Lerchen sangen, desto stiller wurde das Mädchen, seine Augen leuchteten in feuchtem Glanz, und auf den Wangen lag ein rosiger Abglanz süßer Freude. Nun aber rannen zwei schwere Tränen über diese Wangen, wie ein Schatten flog es über das schöne Gesicht, ein schmerzvolles Bangen sprach aus den Augen, immer müder wurde des Mädchens Gang, und als der Weg sich wenden wollte, sank es mit zitterndem Wehlaut nieder auf einen Stein, den eine Dornenranke mit spärlichen Blüten umklammerte. Von heißem Mitgefühl erfaßt, eilte Dieter auf die Leidende zu, es trafen sich ihre Augen — und sie kannten sich.

Lächelnd erhob sich das Weib, und als sie weiterschritt, führte sie an der Hand einen Knaben, mit dem sie plauderte in liebevoller Zärtlichkeit, und den sie behütete mit sorgender Geduld, damit er sich nicht verlöre von ihrer Hand, nicht Schaden nähme an den rauhen Steinen des Weges. Und über dem Wege, den sie gingen, brütete die heiße Sonne; die Wiesen, die sie kreuzten, waren abgemäht; und auf den Feldern lagen in goldener Reife die gesammelten Garben. Leibhaftig sah Dieter den Knaben vor sich, wie eine lebendig gewordene Erinnerung seiner eigenen Kindheit — dann aber war es ihm wieder, als wäre er selbst dieser Knabe, aber nicht mehr geführt von jener zarten Hand, und nicht mehr Knabe, sondern ein schlanker Bursche, der nun selbst in liebevoller Sorge die müde Frau auf ihrem Gange stützte mit starken Armen. Ein rauher Wind blies über die leeren Stoppelfelder; in den Büschen, die den von Regengüssen zerklüfteten Weg begleiteten, raschelten die welken Blätter, und hinter dem Hügel, dem die beiden entgegenwanderten, hörte man die Raben krächzen.

Bleischwere Wolken hingen in der Luft, und aus den Wolken fiel es nieder, weiße Flocken in wirbelnder Menge — auf Dieters heißen Wangen zerflossen sie, er schüttelte sie aus seinen Locken — doch auf den dünnen Flechten des müden Weibes blieben sie liegen, weiß und kalt. Steiler und immer mühsamer wurde der Weg, und als sie die Höhe erreichten, gähnte vor ihnen ein bodenloser Abgrund. Dieter taumelte zurück, doch die er geführt hatte in seinen Armen, brach mit einem

letzten Seufzer in die Knie und glitt vor seinen Augen nieder in die Tiefe. Unter gellendem Aufschrei griff Dieter nach seinem Herzen, schluchzend streckte er die Arme, als könnte er der finsteren Tiefe das Opfer wieder entreißen, das sie gefordert — aber Grauen und Entsetzen lähmten seine Glieder. Ueber dem Abgrund schwebte ein bleiches Gespenst, das ihm zwei hagere Hände entgegenstreckte wie zur Abwehr. Mit brennenden Augen starrte er auf die versinkende Erscheinung, und seine schwere Zunge lallte: „Wer bist du?"

„Das Gewesene!" klang es aus der Tiefe — ein Glockenschlag vom Turme — der Abgrund schloß sich jäh mit donnerndem Geräusch, und Dieter sah sich zwischen Kreuzen und Gräbern stehen, die der Mond mit seinem weißen Lichte übergoß. Und dicht vor seinen Füßen lag ein frischer Hügel. Von Weh durchzittert, sank er nieder, und seine Tränen fielen zwischen die braunen Schollen. Und wo eine Träne fiel, da stieg eine Blume aus dem Grund, Blumen um Blumen, den Hügel schmückend und verhüllend. Und als nun Dieter das Gesicht von den nassen Händen hob, sah er, daß er nicht allein war. Ihm zur Seite saß eine in Verklärung leuchtende Gestalt. War sie emporgestiegen aus der Erde? War sie niedergestiegen aus der Höhe? Er starrte sie an in beklommener Freude, und seine Blicke versenkten sich in ihre leuchtenden Züge, in denen er drei Gesichter wiederfand, das Gesicht des Kindes, der Jungfrau und der Mutter. Alles Irdische war abgestreift von diesem schönen Antlitz, dessen strahlende Augen sich in die seinen tauchten mit einem Blick der Liebe.

„Wer bist du?" stammelte Dieter.

„Das Bleibende!"

Da öffnete er die Arme — er sah, wie das leuchtende Bild vor seinen Augen zerfloß, doch er fühlte, wie es Wohnung nahm in seinem Herzen. So saß er nun, mit den Augen einwärts blickend in seine Seele, versunken in Erinnern.

Stunde um Stunde verging, die lange Nacht verstrich, und über dem stillen Träumer erwachte der helle Morgen. Aus dem Wipfelmeer des Waldes tauchte die Sonne, so warm und hell, als hätte sie einen Frühlingsmorgen zu bringen, nicht einen Wintertag.

Nun erhob sich Dieter und wanderte dem Dorfe zu. Wie freundlich ihm sein Häuschen entgegenblickte mit den blitzenden

Fenstern! Aber seltsam! Die Tür stand offen — und er hatte sie doch geschlossen. Er trat in die Stube, und sein erster Blick fiel auf ein blühendes Nelkenstöcklein, dessen feurige Blumen den kleinen Raum mit zartem Duft erfüllten. Und neben dem Tische saß die Lisbeth auf der Bank. Sie mußte geweint haben, denn ihre Lider waren gerötet, ihre Wangen noch feucht.

„Dieter!" stammelte sie in Schreck und Freude.

Er sah sie mit großen Augen an; doch als ihm ihr Blick begegnete, verstand er alles: sein eigenes Herz und das ihre. „Lisbeth? Du hast dich gesorgt um mich?"

Sie nickte nur. Und in ihren Augen war jener gleiche Blick — den er kannte!

Der Hochzeitlader

Das war ein harter Winter gewesen. Unten im Bergdorf hatten sie ihn freilich nicht allzu bitter verspürt; aber droben in der Färleiten, in der hochgelegenen Einöd, da hatte es schwere Zeiten gesetzt. Zwei volle Monate so vergraben zu liegen im Schnee, von dem drei Stunden tiefer liegenden Dorfe völlig abgesperrt, ohne Gottesdienst, ohne Hilfe in kranken Tagen — das ist eine harte Sache. Es war nur ein Trost, daß sich die Färleitner so gut miteinander vertrugen. Die beiden Häuser, die dort oben standen, die waren zusammen wie ein einziges Haus. Den ganzen Tag ging's hin und her durch die schmale Gasse, die man von Tür zu Türe durch den Schnee gegraben hatte, und mit dem Heimgarten am Abend wurde abgewechselt, heute herüben und morgen drüben — das war eine Eintracht, so fest wie Eisen, so zäh wie der Winter im Hochgebirg. Die Köpfe der Alten hielt die Not zusammen, die Herzen der Jungen die Liebe. Wenn die Alten bei dem matt brennenden Lämpchen am Tische von der Sommerarbeit plauderten, saßen der Rudi und die Annalies hinter dem warmen Ofen im Dunkel, hielten sich bei den Händen, wisperten und kicherten zusammen und schwiegen nur, wenn sie die Alten von der ‚Einteilung' reden hörten, die man im Frühling treffen müßte. Im Lechnerhäuschen wollten sich die zwei alten Paare zusammenschmuggeln, damit sich im größeren Leitnerhause das junge Pärchen ungehindert strecken und dehnen könnte. Das war schon zu hundertmalen abgesprochen, aber man fand an der Sache doch immer wieder eine neue Seite, die einen ausgesponnenen ‚Dischkurs' verlangte. Dabei geschah es nicht selten, daß der alte Lechner in lustiger Rede die Gescheitheit des lieben Herrgotts pries, der es so praktisch eingerichtet, daß der Leitner gerade einen Buben und der Lechner gerade ein Mädel hatte,

daß also kein Fremder und keine Fremde die Nase vom Dorf heraufzustrecken brauchte in die schöne Färleiten.

Wann das erste Wort darüber gefallen war, daß der Rudi und die Annalies zusammengehören sollten, das wußte niemand mehr zu sagen. Die Sache hatte sich langsam aus sich selbst herausgewachsen. Sie hatten überhaupt von je zusammengehört, diese beiden, sie paßten auch so gut zueinander und ergänzten sich, der ernste, weiche und etwas träumerische Rudi und die frische, muntere Annalies, die, wenn sie lachte, den dicken Blondzopf schlenkerte, wie des Jägers gelber Dächsel sein Schwänzlein. Schon als Kinder waren sie unzertrennlich gewesen, und als sie zusammen den Schulsack getragen, schon damals hatte man sie im Dorfe drunten nicht anders genannt, als die ‚Färleitner Liebsleut', das ‚Färleitner Paarl'. Und so eine Liebe, die sich als Fünklein festsetzt in der Kinderzeit und ‚schön stad' emporwächst zur hellen, heißen Flamme, die hält in den Herzen wie die Föhrenwurzel in gesprengten Felsen, hält Sturm und Sterben aus.

Den beiden aber war's natürlich nicht ums Sterben zu tun, sondern recht ums Leben. Und lag auch draußen der Schnee bis an die Fenster, die beiden trugen doch den Frühling im Herzen und hatten nur eine Sorge: daß die Tage so kurz und flüchtig waren. Unermüdlich zimmerte, schreinerte und bosselte Rudi an der neuen Einrichtung, während sich Annalies die Finger krumm nähte, damit nur ja die Aussteuer aufs Tipfelchen fertig wäre, bis der Tauernwind, der warme Föhn, von Süden käme, um die Berge frei zu sengen vom drückenden Schnee. Der Tauernwind, der sollte ihr Hochzeitlader sein.

Aber Liebe und Warten — noch niemals haben diese zwei sich gut vertragen. Als gegen Mitte des März eine grimmige Kälte über die Berge fiel, so daß der Schnee zu festem Grund erstarrte und gangbar wurde, setzte Rudi den beiden Alten so lange zu, bis sie einwilligten, daß die jungen Leute hinunterstiegen ins Dorf, um das Brautexamen abzulegen und die ‚Verkündigung' zu bestellen.

Dieser späte Frost, meinte Rudi, wäre ein Herr, der nicht lang regieren würde, wäre der letzte ‚Schrecker' des Winters, das erste Anzeichen des nahenden Föhns.

Er glaubte auch richtig prophezeit zu haben, als am Vorabend des Sonntags, an dem sie zum erstenmal in der Kirche

aufgeboten werden sollten, aus den hochgelegenen Schneefeldern die kahlen Steinwände so schwarz herniederblickten, ein paar heftige Windstöße die Färleiten umfuhren, und schweres, graues Gewölk von Süden sich herwälzte.

„Gelt Vater, daß ich recht hab?" lächelte er. „Jetzt fangt er schon 's Gwölk zum schieben an, der Tauernwind."

Der alte Leitner aber machte ein bedenkliches Gesicht. „Wirst dich wohl täuschen. Mein' eher, es wirft über Nacht noch ein Neu."

Er sollte recht behalten. Als Rudi in der Nacht erwachte und den Kopf aus dem Fenster streckte, fielen die Flocken in weißer Menge. Um vier Uhr morgens sollten die Brautleute sich zum Kirchgang auf den Weg machen. Sie waren auch pünktlich bereit, und Rudi richtete die zwei langen Kienfackeln, die ihnen leuchten sollten, bis die Dämmerung begänne.

Der alte Leitner hätte sie gerne zurückgehalten. „Ich fürcht, der Schnee wird heut noch woltern hoch!"

Aber wie hätten es die Jungen über sich gebracht, in der Predigt zu fehlen, nach der sie der Pfarrer zum erstenmal als christliches Brautpaar ausrufen würde.

So machten sie sich auf den Weg. Es war ein bitteres Stück Arbeit, diese vier Stunden, die sie brauchten, um durch Schnee und Gestöber das Dorf zu erreichen. Drunten verblieb ihnen keine Zeit mehr, um sich abzukühlen und durch einen Imbiß zu erfrischen. Uebermüdet und erhitzt betraten sie die Kirche, deren eisige Kälte sie anhauchte wie der Odem einer Gletscherhöhle. Während der Pfarrer predigte, zitterten die beiden vor Frost. Aber als ihre Namen mit den üblichen ‚ehr- und tugendsamen' Beiwörtern von der Kanzel schollen, da leuchteten dennoch ihre Gesichter vor glückseliger und stolzer Freude.

Nach dem Hochamt gingen sie ins Wirtshaus, und Rudi ließ der Annalies, weil sie heftig hustete, eine Pfanne voll Warmbier kochen. Dann aßen sie tüchtig, befreundete Paare gesellten sich zu ihnen, man plauderte vom Tauernwind, der sicher nur noch einige Tage auf sich warten ließe, plauderte von den Hochzeiten im Frühling, und wenn auch Annalies häufig zum Aufbruch mahnte und immer besorgter hinausschaute in das unablässige Gestöber, so ging es doch schon auf die zweite Nachmittagsstunde, als sie endlich den Heimweg antraten.

Auf der Straße, im Walde und auf den ersten Gehängen, da ging es mit dem Marschieren noch nicht so übel. Je höher sie aber kamen, desto tiefer lag der neue Schnee, desto dichter fielen die Flocken. Und was das Schlimmste war: der frischgefallene nasse Schnee hatte die Eiskruste der älteren Schneeschicht durchweicht, sie trug nicht mehr, und so brachen die Wandernden an manchen Stellen bis über die Hüften ein, und nur mit äußerster Mühe vermochten sie aus der kalten, zähen Umarmung sich wieder freizumachen. Noch hatten sie nicht zwei Dritteile des Weges zurückgelegt, da überfiel sie die Dämmerung, und ihre Kräfte waren erschöpft. Rudi zitterte vor Sorge und Entkräftung an allen Gliedern, Annalies hustete und schluchzte, und wie Blei hing sie am Arm des Geliebten, der sie stammelnd zu trösten und zu ermuntern suchte. Sie hätten ihr Heim wohl nimmer erreicht, wenn man droben in der Färleiten nicht durch die stille Nacht ihre heiseren Hilfeschreie vernommen hätte. Die beiden Väter und der Leitnerknecht kamen ihnen mit Schneereifen und Brettern entgegen. Stück für Stück mußte man mit diesen Brettern über den Schnee eine Brücke legen, und es währte vier Stunden, bis diese fünf Menschen über das letzte Viertelstündchen Weges sich heimgekämpft hatten.

Annalies, die aus einer Ohnmacht in die andere fiel, wurde zu Bett gebracht, und erst als sie zu schlummern schien, legte sich auch Rudi zur Ruhe. Die Erschöpfung ließ ihn hineinschlafen bis in den hellen Tag. Als er dann hinüberkam ins Lechnerhäuschen, fand er Annalies im Fieber liegen. Bei ihrem Anblick erblaßte er bis in die Lippen. Aber es blieb ihm nichts anderes zu tun übrig, als sich vor dem Bette niederzukauern und seine kalten, zitternden Finger um ihre glühenden Hände zu klammern. Jeder Versuch, den Arzt aus dem Dorfe herbeizuholen, wäre Wahnsinn gewesen. Den eisigen Ring, den der Schnee von neuem um die Häuser der Färleiten gezogen, hätte nur einer durchbrechen können, der aber auf sich warten ließ — der Tauernwind. Der liebe Herrgott war da die einzige Hoffnung und Hilfe: der mußte die Genesung schicken oder den Föhn.

Drum brannte auch Tag und Nacht in der Krankenstube die geweihte Kerze, die Perlen der Rosenkränze klapperten unermüdlich zwischen den Händen der Mütter und Väter, und wie das monotone Plaudern einer versteckten Quelle klang das Murmeln

ihrer halblauten Gebete. Mit der Kranken aber wurde es schlimmer von Stunde zu Stunde.

Rudi schien zu Füßen des Bettes wie versteinert. Er hatte keine Tränen — glanzlos starrten seine Augen in das glühende, von Schmerz verzerrte Gesichtchen seiner Annalies. Er hatte kein Wort — bleich lagen seine Lippen übereinander gepreßt. Nur wenn die anderen ihn trösten wollten, schluchzte er krampfhaft auf: „Ich bin schuld . . . ich . . . ich ganz allein!"

Annalies erlangte das Bewußtsein nicht wieder. Am dritten Tag erlosch sie, wie eine niedergebrannte Kerze erlischt, flackernd und zuckend im Kampfe mit der Finsternis.

Nun brach der Schmerz aus dem Buben heraus, wild und tobend, mit wahnsinnigem Jammer und unversiegbaren Tränen. Sie mußten ihn mit Gewalt von der Leiche trennen. Dann aber schloß er sich und sein Leid in die Kammer ein — er konnte nicht ansehen, was jetzt mit der Annalies geschah.

In der Färleiten taten sie eben, was in gleicher Lage überall in den Bergen geschieht; sie taten, was sie noch immer getan, wenn der Tod bei ihnen Einkehr gehalten, während der undurchdringliche Schneewall die Häuser umschlossen hielt. Sie legten die Tote im weißen Sterbekleid auf ein Brett, falteten ihr die Hände, schoben ihr ein kleines Kruzifix zwischen die starren Finger und trugen sie in die offene Tenne, damit die Kälte den toten Körper gefrieren mache, und so der Leichnam unzerstört sich erhielte, bis der Föhnsturm käme, um die Straße nach dem Kirchhof frei zu blasen.

Rudi lag in seiner Kammer auf dem Bett, das Gesicht in den Kissen vergraben. Er hörte, als sie das Totenbrett schnitten, das ächzende Geräusch der Säge, und jeder Ton ging ihm wie ein Stich durch die Seele. Er hörte ihre Reden und ihre dumpfen Schritte in der Tenne. Und als dann alles stille wurde, schrie er auf und schluchzte — und schluchzte —

In der Dämmerung kamen sie, um ihn zum Abendessen zu rufen. Er aber rührte sich nicht. Eine Weile sprachen sie ihm durch die verschlossene Türe gütlich zu; dann überließen sie ihn seiner Einsamkeit und seinem Schmerz. Er weinte und betete, und vor Ermattung schlief er endlich ein.

Dann wieder, mitten in der Nacht, erwachte er, saß halb aufgerichtet im Bett und strich sich immer mit zitternden Händen das Haar in die Stirne. Nun hob er lauschend den Kopf. Er

hatte einen Laut vernommen wie das gedehnte, klägliche Bellen eines hungernden Hundes. In der Färleiten aber gab es keinen Hund — und wie sollte sich vom Dorfe herauf ein Hund verirren bis in diese Höhe, über diesen Schnee?

Jetzt wieder schlug der häßliche Laut an Rudis Ohr, aus der nächsten Umgebung des Hauses. Da zuckte er zusammen und sprang zu Tod erschrocken auf. „Jesus Maria!" stammelte er, riß die Joppe an sich, stürzte aus der Kammer und eilte mit nackten Füßen aus dem Hause, hinaus in den Schnee und der Tenne zu. Vor ihrem niederen, nur dürftig durch aufgestellte Bretter verwahrten Tore sah er ein rötliches Tier mühsam davonflüchten über den weißen brechenden Schnee. Zitternd stand er eine Weile — dann wieder konnte er, nun schon von mehreren Seiten, das heisere Bellen der hungrigen Bergfüchse vernehmen, die es gewittert hatten, daß in der Färleiten der Tod zu Gast gekommen.

Erschauernd vor Kälte und Grausen preßte Rudi die Hände über die Augen und schluchzte: „Jesus Maria! Annalies, Annalies! Und ich bin schuld dran . . . ich . . . ich ganz allein!" Er ließ die Hände sinken und tastete sich an dem rauhen Gemäuer entlang. „Aber sorg dich net . . . ich bin schon da . . . ich laß kein her zu dir . . . na, Schatzl, ich laß dir nix gschehen . . . ich bin schon da!"

Dumpf schluchzend schob er eines der Bretter beiseite und wankte in die Tenne. Wie ein Taumel überkam es ihn, als er den länglich weißen Schein gewahrte, der ihm aus der Mitte des dunklen Raumes entgegenschimmerte. Zögernd schlich er näher, und lautlos, als fürchte er eine Schlummernde zu wecken, kauerte er sich neben der Toten auf den eisigen Lehmboden nieder.

Stunde um Stunde ging ihm so dahin. Nur manchmal regte er sich und klatschte scheuchend die Hände zusammen, wenn er draußen vor dem Tor die knisternden Tritte der hungrigen Schleicher hörte, oder wenn das heisere Bellen in nächster Nähe klang. Bald aber vermochte er sich kaum mehr zu regen. Seine Glieder begannen zu erstarren, und wie kaltes Eisen krampfte sich der Frost um seine Knochen. Mühsam rückte er dem Brette näher, auf dem die Tote lag — als könnte er sie in so enger Nähe besser schützen und bewachen. Er deckte die eine Hand über ihre kalten Hände, gewaltsam überwand

er noch einmal seine Erstarrung, strich langsam und zärtlich die andere Hand über das steinerne Gesicht der Braut und lispelte: „Ich bin schon da . . . ich, Schatzl, ich laß dich net allein . . . ich bin schon da!" Dann seufzte er tief, und unter rinnenden Zähren sank ihm das schauernde Haupt in den Schoß der Geliebten.

So lag er regungslos und atmete in langen, leisen Zügen — immer leiser — und endlich erstarb auch das letzte Zittern des Atems auf seinen kalten Lippen — —

Allmählich verrann die Nacht, und die bleigraue Dämmerung, die ihr folgte, begann sich zum Tage zu wandeln.

Da tönte von irgendwo ein dumpfes Knattern und Brummen, als wäre über hohe Wände eine Lawine niedergegangen.

Dann wieder kam fern aus den Lüften ein brausender Ton, als wäre jählings das Riesentor des Himmels gesprungen und rauschend aufgeflogen.

Lautlose Stille folgte — und plötzlich umfuhr ein fauchender Windstoß die Färleiten und ihre verschneiten Häuser.

Ein zweiter Stoß — ein dritter — und jetzt kam es gezogen, langsam erst, doch immer stärker und mächtiger, ein Tosen und Toben, ein schwüles Wehen und Stürmen, daß in den Dächern das morsche Gebälk erstöhnte, daß von ihnen der Schnee entwirbelte wie dünner Staub, und daß die Schindeln in die Lüfte flogen wie welke Blätter. Die Fensterläden kreischten in ihren Angeln, rissen klappernd an ihren Ketten und weckten die Schläfer in den Häusern. Im nahen Walde ächzten die Bäume, wankten hin und her und warfen die weiße, drückende Last von ihren wintersmüden Zweigen, während hoch über ihnen, in dem steilen Gefelse, ohne Unterlaß die Lawinen rollten.

Der Tauernwind war da — der Hochzeitlader des Rudi und der Annalies . . .

Die Liebe Gottes

Wer auf fröhlicher Sommerreise nach dem grünen Königssee das malerisch gelegene Gebirgsstädtchen Berchtesgaden berührte, hat wohl auch einen Blick in die alte gotische Kirche und in die schönen Kreuzgänge des ehemaligen Stiftes geworfen. Dieses Kloster, das 1803 säkularisiert wurde, hatte eine große, bunt bewegte Vergangenheit. Wer in den alten Chroniken und Urkunden Berchtesgadens blättert, glaubt Romankapitel zu lesen, in denen auch dramatische Aktschlüsse nicht fehlen. Um die Mitte des zwölften Jahrhunderts wurde die bescheidene ‚Martinsklause' gegründet und nahm vorerst nur einen langsamen Aufschwung. Als aber durch einen Zufall die reichen Salzlager entdeckt wurden, begann in dem stillen Tal ein reges Leben und Treiben. In dem als Lehen zum Stifte gehörigen Markte Schellenberg wurde ein Sudhaus errichtet, das sich gar bald als Goldschmiede des Klosters bewährte und die Dukaten in so schöner Menge lieferte, daß sich die arme Augustinerklause in kaum zweihundert Jahren zum reichsten Kloster weit und breit entwickelte. Alle Fürsten zankten sich um die Hoheitsrechte über die reiche Propstei.

Berchtesgaden war kein Kloster im landläufigen Sinne des Wortes, sondern ein freies Chorherrnstift, dessen adelige Mitglieder es nicht gar zu genau mit der Regel des heiligen Augustinus nahmen. „Sie beobachten den gebührenden Gehorsam gegen den Propst und eine anständige Klausur," schrieb der Salzburger Domherr Kaspar v. Stubenberg im Jahre 1473 an Papst Sixtus, „und führen bei gemeinschaftlichem Schlafhaus und Speisesaal ein ordnungsgemäßes Leben (in communi dormitorio et refectorio regularem vitam ducunt)." Im

übrigen hatte jeder Chorherr im Stift, späterhin auch außerhalb desselben, seine eigene Wohnung, die aus einer guten Stube und einer Schlafkammer bestand. Auch war es den Kapitularen unbenommen, an Feiertagen Gäste in ihrer Wohnung zu empfangen und zu bewirten.

Diese, der Klosterregel nicht ganz entsprechende Sitte führte zu einem tragischen Vorfall, der vom Chronisten des Stiftes ausführlich berichtet wird.

Da kam im Jahre 1583, zur Sommerszeit, ein Laienpriester aus Ebersberg in der Freisinger Diözese, der Kaplan Kaspar Pritzner, als Gast in das Chorherrnstift zu Berchtesgaden. Das war ein junger Mann von lebhaftem Temperament und flammendem Gotteseifer, hoch gewachsen, mit dunklen, feurigen Augen und einem kühngeschnittenen Gesicht. Er war im Kloster gar wohl gelitten, und namentlich der Kapitular Georg von Weissenburg*, ein schon bejahrter Herr, schloß innige Freundschaft mit dem jungen Kaplan. Lange Stunden oft wanderten die beiden durch das herrliche Bergtal und führten geistliche Disputationen, bei denen sie sich zuweilen heiß ereiferten; aber sie kamen schließlich doch immer wieder zu einem Punkte, bei dem ihre auseinandergehenden Meinungen sich versöhnen konnten.

Nun wurde am 24. August, am Tage des heiligen Bartholomäus, das Fest des Schutzheiligen der Bartholomäer Klause gefeiert. Dem Gast des Klosters wurde die Ehre zugedacht, an diesem Tage die Predigt zu halten. Am frühen Morgen fuhr Kaspar Pritzner, begleitet von Georg von Weissenburg und einigen anderen Kapitularen, über den herrlichen Königssee. Die steigenden Frühnebel begannen just die ringsum ragenden Berge zu entschleiern, deren Zinnen umfunkelt waren vom goldenen Glanz der Sonne. Weihevolle Stille lag auf dem regungslosen, wie matte Seide schimmernden Wasser; man hörte nur das sachte Plätschern der Ruder und das leise Rauschen der von allen Felshöhen weiß herniederrinnenden Quellen.

„Wovon willst du predigen?" fragte Herr Georg von Weissenburg.

„Von der Liebe Gottes!" erwiderte der Kaplan, der mit

* Georg v. Weissenburg verwaltete das Amt eines Bergmeisters und machte sich um die Hebung des Salzbaues so verdient, daß ihm ein Denkstein im Salzwerk errichtet wurde.

leuchtenden Augen umherschaute in all der Pracht und Herrlichkeit, mit der die Hand des Schöpfers diesen Fleck Erde gesegnet hatte.

Zustimmend nickte der Chorherr. „Ja, Kaspar, sag es unseren Bauern nur, wie groß, wie unerschöpflich Gottes Liebe ist. Das Völklein, das in unseren Bergen haust, ist arm und hat ein hartes Leben. Ohne Gottes Liebe wäre da kein Auskommen. Sag es ihnen nur, weißt du, so recht warm aus dem Herzen heraus, damit sie heimgehen können mit einem guten Trost. Sieh nur, wieviele gekommen sind!" Er deutete nach dem nahen Ufer, das von Kähnen und Menschen wimmelte.

Aus allen Tälern waren die Bauersleute herbeigeströmt, Männer, Weiber und Kinder. Von den Almen waren die Senner und Sennerinnen niedergestiegen, und auch die Jäger in ihren verwilderten Trachten und mit den plumpen Radbüchsen fehlten nicht. Auf der großen Wiese vor dem Klösterlein waren Buden errichtet, in denen es Heiligenbilder, geweihte Wachsstöcke und allerlei weltlichen Kram zu kaufen gab. Im Schatten der Bäume stand auch eine Wirtsbude, denn an die kirchliche Feier schloß sich ein fröhliches Volksfest.

Das altersgraue Kirchlein, das zurzeit unserer Geschichte bereits dreihundert Jahre stand, faßte die Menge der Andächtigen nicht. So war unter freiem Himmel eine Kanzel errichtet worden.

Das gab nun ein wundersames Bild: der grüne See und rings umher die schwindelnd hohen Wände, der dunkle, sanft rauschende Bergwald, hoch über allem der blaue Himmel mit seiner leuchtenden Sonne, auf der weiten Wiese Mensch an Mensch gedrängt, alle mit entblößten Häuptern und andachtsvoll dem Prediger lauschend, dessen Wort wie eine helle Glocke von der Kanzel tönte.

Im Schatten der Kirche saßen die anwesenden Chorherren auf einer mit rotem Sammet überdeckten Bank. Herr Georg von Weissenburg hielt das Kinn in die Hand gestützt und folgte aufmerksam jedem Worte der Predigt. Oft nickte er, zufrieden lächelnd, vor sich hin, dann wieder schien er verwundert zu lauschen und schüttelte mißbilligend den Kopf. Einmal wurde er unruhig, seufzte und murmelte: „Die Jugend! Ach, die Jugend! Da brennt allweil das Herz mit dem Verstande durch!"

Als Predigt und Messe vorüber waren, wurde im Klösterlein das Festmahl gehalten, zu welchem See und Berge mit Fisch und Wild die feinsten Bissen steuerten. Auch edle Weine zierten die Tafel, denn das Stift zu Berchtesgaden besaß in der Gegend von Krems und Klosterneuburg ausgedehnte Weinberge. Herr Georg verhielt sich während des Mahles merkwürdig still; er begleitete auch die anderen Chorherren nicht, als sie mit dem Prediger nach Tisch ins Freie traten, um dem jungen Volke zuzuschauen, das sich bei den Klängen einer Sackpfeife in lustigem Tanze wirbelte.

Ehe der Abend zu dämmern begann, brachen die Herren auf. Bei sinkendem Dunkel wurde das Stift erreicht.

„Willst du nicht noch ein Stündlein bei mir einkehren?" fragte Herr Georg den Kaplan. „Du kannst das Nachtmahl bei mir nehmen, und für einen Krug Wein* ist auch gesorgt."

Der Kaplan nahm die Einladung nur zögernd an, denn er hatte wohl gemerkt, daß der Chorherr mit seiner Predigt nicht einverstanden war. Aber er wollte ihn nicht verletzen und sagte zu.

Bald darauf saßen sie am gedeckten Tisch in der freundlichen Stube, die mit geschnitzten Möbeln aus rötlichem Zirbenholz ausgestattet war.

Eine Weile führten sie ein immer wieder versiegendes Gespräch über gleichgültige und fern liegende Dinge. Aber je länger sie um die Sache herumgingen, die unausgesprochen zwischen ihnen blieb und doch nach Aussprache drängte, desto erregter wurden sie. Und dabei griffen sie häufiger nach dem Becher, als es sonst wohl ihre Gewohnheit war. Sie saßen sich schon mit heißen Köpfen gegenüber, als Herr Georg endlich fragte:

„Sag mir, Kaspar, wie hast du denn das heute gemeint... mit der Liebe Gottes?"

„Weshalb fragt Ihr? Da Ihr doch mit eigenen Ohren gehört habt, wie ich es meinte!"

„Freilich, freilich hab ich es gehört. Und da hab ich mir gedacht: es ist nur gut, daß unsere Bauern nicht alles verstanden haben, was du sagtest!"

---

* Eine vom 28. Juli 1567 datierte Verfügung des Propstes Jakob II. sicherte jedem Chorherrn täglich „fünf berchtesgadische Maß Wein".

„So glaubt Ihr, ich hätte Unrechtes gesagt?" erwiderte der Kaplan gereizt.

„Laß meinen Glauben aus dem Spiel," sagte Herr Georg unwillig, „hier handelt es sich nur um deine Worte."

„Nein, nicht um meine Worte, nur um die Liebe Gottes, an deren ewigem Wesen weder meine, noch Eure Worte etwas ändern."

„Da hast du recht. Und deshalb war es in den Wind gesprochen, als du in deiner Predigt sagtest, daß auch die Liebe Gottes ein Ende haben könne."

„Ja, das hab ich gesagt, und das glaub ich auch!"

„Ich aber sage und glaube, daß die Liebe Gottes unerschöpflich ist, unversiegbar, allgegenwärtig über all unserem Denken und Fühlen, Tun und Lassen."

„Nein, nein! Das wäre ein Widerspruch Gottes in sich selbst! Er ist die ewige Harmonie, er ist das Gute in seiner höchsten Vollkommenheit und Reine, und was er ausgeschlossen hat aus seinem eigenen Wesen, alles Böse und Schlechte, das kann auch nie und nimmer Anteil haben an seiner Liebe!"

„Falsch, Kaspar, falsch! Gottes Liebe ist wie die Sonne, die ihr Licht und ihre Wärme niederstrahlt auf Gerechte und Ungerechte."

„Falsch, falsch! Denn Gott ist nicht allein die Liebe, er ist auch die Allgerechtigkeit. Und er kann nicht lieben, wo er zürnen und strafen muß!"

Herr Georg schlug entsetzt die Hände ineinander: „Kaspar! Besinne dich! Wie darfst du sagen, daß die Liebe Gottes nicht auch in das Herz des Sünders quillt, wie Balsam in brennende Wunden."

„Nur in das Herz des Reuigen."

„Nein, Kaspar . . ."

„Ja, ja und tausendmal ja!" schrie der Kaplan und schlug die Faust auf den Tisch, daß die zinnernen Schüsseln und Becher klirrten. „Nur über dem reuigen Sünder waltet die Liebe Gottes. Denn er verlor sie nie, Gott entzog sie ihm nicht, denn seine Allwissenheit sah nicht nur des Sünders Sünde voraus, sondern auch die folgende Reue!"

„Und dem Verstockten wäre die Liebe Gottes ganz entzogen?"

„Ja, ja, ja, vom Anbeginn! Denn Gott sah voraus, daß

dieser Sünder verstockt sein würde, und mußte seine Liebe von ihm wenden, noch eh' dieser Mensch geboren war!"

„Das ist Irrlehre, Kaspar!"

„Nein, das ist reiner, tiefer Glaube!"

„Wenn du solches glaubst, dann bist du kein Sohn der Kirche!"

„Ja, ja, ich bin ein Sohn der Kirche, und einer, der getreuer ist, als Ihr!"

„Nein, dann bist du ein Lutheraner, noch schlimmer: ein Calvinist!"

„Das lügt Ihr!" schrie der Kaplan mit zuckenden Lippen.

Herr Georg von Weissenburg sprang erblassend auf: „Ein Priester und Edelmann lügt nicht! Nimm dieses Wort zurück!"

„Nein, nein, und tausendmal nein! Die Liebe Gottes..."

Da traf ein klatschender Schlag seine Wange.

Kaspar Pritzner stand einen Augenblick wie versteinert. Dann aber, in höllisch aufflammendem Zorne — „ex instinctu diabolico," sagt der Chronist — ergriff er ein auf dem Tische liegendes Brotmesser und stieß es dem Chorherrn in die Brust.

„Die Liebe Gottes . . ." stammelte Herr Georg. Dann sank er blutüberströmt zu Boden und war eine Leiche.

„Der Mörder wurde festgenommen," erzählt der Chronist, „und man sendete über diese causa sacrilega einen Bericht an den Papst, der das Gericht über Kaspar Pritzner dem Erzbischof von Salzburg übertrug. Der Kaplan wurde der geistlichen Würde entkleidet und zu fünfjährigem Kerker mit schweren geistlichen Bußübungen verurteilt. Nach dreijähriger Haft gelang es Kaspar Pritzner, aus dem Kerker zu entfliehen."

Ueber die weiteren Schicksale des Flüchtigen schweigt die Chronik.

Rote Veilchen

Der Tag ging auf den Abend zu, aber die Sonne stand noch hoch am Himmel; alle Lüfte schimmerten in zartem Blau, das frühlingsblühende Tal lag überflutet von goldigem Schein, und farbiger Duft war jeder Schatten, den die Sonne warf. Hoch über den Feldern, auf denen die Halme sproßten, trillerten die Lerchen, im Bergwald hämmerten die Spechte, der Kuckuck rief, es schlugen die Finken, und der sanfte Windhauch, der dem nahenden Abend voranging, war gewürzt mit allem Wohlgeruch der ersten Blumen.

Ueber einen Berghang, der sich zwischen weitgedehnten Wäldern niedersenkte, und dessen junges Grün besät war mit den gelben Sternen der Primeln, kam ein junger Mann herabgestiegen: eine schlanke, geschmeidige Gestalt in straff anliegendem, aus brauner Wolle gewirktem Beinkleid und in einem hirschledernen Wams, das an der Hüfte von einem derben Gürtel umschlossen war; drei Reiherfedern nickten auf der pelzverbrämten Kappe, unter der das nußbraune Haar in glatten Strähnen auf die Schultern fiel; das Antlitz, das der weiche Flaum des jungen Bartes umkräuselte, war schmuck und lebensfrisch; aber die dunklen Augen blickten in stiller Schwermut. Am Gürtel hing ein kurzes Messer und die lederne Falknertasche, in der Hand trug der Bursche einen kleinen Käfig, in dem ein Würger flatterte, und über dem Arm ein aus dünnen Fäden geflochtenes Netz. Wigand Imhof war es, der Falkenfänger; schon vor Jahren hatte er den Vater verloren und wohnte nun mit seiner alten Mutter in einem freundlichen Häuschen, ein freier Mann, der keinem Herren diente; doch war er gerne gesehen in allen Burgen und Herrenhäusern des Berglandes, denn kein Falkner weit und breit verstand es, wie der junge Imhof, die edlen Beizvögel, wenn sie auf ihrem Wanderzuge

über die Berge kamen, in das Garn zu locken und kunstgerecht für die „haute volerie“, für die Reiherbeize zu erziehen. Die Falken, welche Wigand brachte, wurden mit schwerem Gold bezahlt. Nur eine von allen Burgen, das nahe Goldeck, besuchte Wigand niemals, und das hatte seinen guten Grund; denn in dieser Burg war Junker Goswin zu Hause. Und Wigands Fäuste ballten sich, wenn er diesen Namen nennen hörte, oder wenn er nur dachte an ihn — —

Früher als sonst hatte Imhof an diesem Abend den Falkenherd verlassen, denn es war Karsamstag, und er wollte die Feier der Auferstehung nicht versäumen. Als er das Dorf erreichte, gingen die Leute schon zur Kirche; in einer Hecke barg er sein Fangzeug, schloß sich den Kirchgängern an und kam gerade noch zurecht, als das heilige Grab verhüllt wurde und die Feier begann. Der Weihrauch wallte, rührend klangen die frischen Stimmen der singenden Kinder, und mit Lichtern und Fahnen verließ die Prozession, der das leere Kreuz vorangetragen wurde, die mit Betenden dichtgefüllte Kirche. Das Tor wurde geschlossen, der Gesang entfernte sich, kam wieder näher, und jetzt hallten am Tor die drei lauten Schläge, mit denen der vom Grab Erstandene Einlaß begehrte in sein heiliges Haus. Das Tor sprang auf, die Glocken begannen zu läuten, mächtig rauschte die Orgel, und über dem Altar, auf dem alle Kerzen flammten, schwebte das Bildnis des Erlösers empor, im roten Ostermantel, umgeben von leuchtendem Strahlenglanz, das weiße Lamm zu seinen Füßen. Und von hundert Stimmen scholl das fromme Lied:

„Der Heiland ist erstanden
Aus Tod und Grabesbanden!
O laßt uns frohen Herzens sein,
Denn Gott will unser Tröster sein!“

Mit umflorten Augen stand Wigand in einer Ecke; er allein vermochte nicht zu singen; seine zuckenden Lippen blieben geschlossen, aber in seiner tiefsten Seele schrie es mit heißer Inbrunst: „Ach, Herr Jesus, sei doch du ein Tröster auch *meinem* armen, freudlosen Herzen!“ Und in scheuer Sehnsucht blickte er hinüber zu einem nahen Kirchstuhl, in dem ein junges Mädel kniete, schmuck gekleidet, fast wie ein Herren-

kind. Und Hildegund war doch nur die Tochter eines Bauern, freilich die Tochter eines reichen Bauern, der auf einem Freihof saß. Wie ein Goldkranz lagen die blonden Flechten auf ihrer Stirn; wer dieses feine, sanfte Gesichtchen jetzt in der Kirche sah, in Andacht geneigt und mit gesenkten Lidern, der hätte nicht denken mögen, wie stolz und trotzig diese blauen Augen blicken konnten!

Die Feier war zu Ende, und Wigand merkte kaum, daß sich die Kirche zu leeren begann. Erst als Hildegund den Stuhl verließ, richtete er sich tiefatmend auf und ging. Draußen wartete er, bis sie kam; zögernd trat er ihr in den Weg und fragte mit leiser Stimme: „Hildegund? Kommst du morgen zum Ostertanz?"

Leichte Röte huschte über ihre Wangen. Es hatte wohl eine Zeit gegeben, in der sie auf solche Frage mit einem freundlichen Ja geantwortet hätte. Jetzt aber blickte sie den Fragenden unwillig an, schüttelte kaum merklich das Köpfchen und ging wortlos an ihm vorüber.

Wigand erbleichte und starrte dem Mädel nach. Da legte ein junger Bursch die Hand auf seine Schulter und sagte lachend: „Laß sie von dem Goldecker Junker laden, dann kommt sie schon!"

Der Falkner hob die Faust wie zum Schlag; aber er bezwang sich, schüttelte die Hand des Burschen von sich ab und schritt davon, um sein Fangzeug aus dem Versteck zu holen.

Als er nach kurzer Wanderung sein Haus erreichte, wartete unter der Tür schon seine Mutter, eine hochbejahrte Frau mit gutmütigem Faltengesicht. In der Stube dampfte die Metzelsuppe, und aus einem Kranz von Primeln leuchtete ein mächtiger Schinken rosig hervor. „Komm nur, Bub, komm nur," sagte die Imhoferin, „und laß dir's schmecken nach den drei langen Fasttagen!" Wigand aber saß wortlos bei der Mahlzeit und würgte an jedem Bissen.

Kopfschüttelnd und seufzend, in rechter Herzenssorge, schaute die Mutter immer wieder zu ihm auf; und als er sich plötzlich erhob und die Stube verließ, als müßte er zwischen den engen Mauern ersticken, da blickte sie ihm traurig nach und wischte sich eine Zähre aus den Augen.

Während sie den Tisch wieder räumte und in der Küche schaffte, saß Wigand draußen in der sinkenden Dämmerung auf

der Steinbank. Stiller Friede lag rings um ihn her, nur in seinem Herzen war Sturm und Not. Die Welt, die ihn umgab, war doch so groß und weit, aber seine Blicke fanden nur immer einen Weg — hinüber zum Freihof, der von den übrigen Häusern des Dorfes abgesondert auf einer Anhöhe lag, von Bäumen umzogen wie von einer grünen Mauer.

Der Abend webte seine grauen Schleier, aus dem dunkelnden Himmel blitzte schon der erste Stern, und vom nebeldampfenden Teich herüber klangen die Unkenrufe, gleich den dumpfen Tönen einer versunkenen Glocke. Wigand lauschte und dachte an die silberne „Anne Susanne", die seit vielen tausend Jahren dort unten lag im tiefsten Wasser. So tief war auch sein Glück versunken, und keiner wollte des Weges kommen, um es wieder zu lösen aus dem bösen Zauber!

Da trat seine Mutter aus der Tür. „Ich leg mich schlafen, Bub. Kommst auch bald?"

„Ja, Mutter!"

Sie streichelte sein Haar und küßte ihn auf die Stirn; dann flüsterte sie: „Gib acht, Bub, und merk dir, was du träumst in der heutigen Nacht. Vielleicht ist es was Liebes und Schönes . . . und was einer träumt in der Osternacht, das wird zur Wahrheit."

Ein verlorenes Lächeln huschte über Wigands Lippen; er drückte die Hand der Mutter, erhob sich seufzend und trat mit ihr ins Haus.

Ueber die Erde legte sich die dunkle Nacht und atmete in stillen Zügen, bis der helle Morgen sie erweckte und vertrieb. Unter blauem Himmel kam der Ostertag ins Land gezogen.

Wigand ging mit seiner Mutter zur Kirche. Als sie wieder heimkehrten und zwischen den erblühenden Hecken dahinschritten, aus denen süßer Duft hervorquoll, fragte Wigand: „Mutter! Sag mir . . . hast du schon einmal rote Veilchen gesehen?"

„Nein, Bub, allweil nur blaue. Warum fragst du?"

„Weil mir träumte heut nacht, daß ich als Werber in den Freihof gegangen wäre. Ich trug in der Hand einen Strauß von Veilchen . . . aber sie waren nicht blau, sie waren rot. Und als Hildegund die roten Veilchen sah, lachte sie mich an, streckte mir die Hand entgegen und bot mir die Lippen zum Brautkuß."

Die Mutter schüttelte den Kopf. „Ach, du mein armer Bub! Vergiß den Traum! Der kann sich ja nie erfüllen! Aller Lebtag haben die Veilchen nicht rot geblüht."

Als sie das Haus erreichten, hörte man von der Dorflinde her schon die hellen Töne der Sackpfeifen.

„Gehst auch zum Tanz?" fragte die Mutter.

„Nein, ich geh auf den Falkenherd."

„Heut? Am Ostertag?"

„Laß mich, Mutter . . ."

Sie schwieg. Und nach einer Weile wanderte Wigand den Bergen zu, mit Netz und Falknertasche, in der einen Hand den Käfig mit dem Würger, in der anderen einen kleinen Weidenkorb, der eine weiße Taube enthielt. Sein Weg führte nahe beim Freihof vorüber; und da kam aus der Hecke ein blondlockiger Bub hervorgeschlüpft, der zwölfjährige Sohn des Freihofbauern.

„Wigand? Darf ich mit dir gehen?"

„Ja, Heini, komm nur!"

Das Gesicht des Knaben strahlte vor Freude, und er nahm dem Falkner gleich den Käfig aus der Hand; am liebsten hätte er auch den Korb und das Netz getragen.

Mit zärtlichem Blick hing Wigand an dem Knaben. „Gelt, Heini, wir zwei, wir halten schon noch zusammen?"

„Aber fest!" lachte der Bub und zeigte eine Faust.

„Gelt, Heini, dich macht der Junker mir nicht abwendig?" Das sollte wie ein Scherz klingen, aber Wigands Stimme zitterte.

„Ach, der!" schmollte Heini. „Den kann ich schon gar nicht leiden!"

„Er war wohl lang nimmer bei euch?"

„Lang nimmer? Gestern! Aber ich bin gleich davongelaufen, wie er gekommen ist."

Wigand fragte nicht weiter; er nickte nur manchmal zu dem drolligen Geplauder des Buben. Nach einer halben Stunde erreichten sie den über Feld und Wald sich erhebenden Berghang, auf dem der Falkenherd errichtet war. Ueber einem unterhöhlten Rasenbuckel, auf dem der für den Falkenfang gezähmte Würger auf eine Gerte gesetzt wurde, stellte Wigand das Netz zwischen vier Pfosten fängig auf; dann barg er sich mit Heini in einer nahen Erdhütte, fesselte die weiße Taube an einen Faden und legte sich auf die Lauer.

Stunde um Stunde verrann. Plötzlich stieß der Würger einen kläglichen Angstschrei aus, warf sich zur Erde und schlüpfte in die schützende Rasenhöhlung.

„Es kommt einer!" stammelte der Bub.

„Still, Heini!" flüsterte Wigand, griff nach der Taube und spähte gegen den Himmel.

Hoch in den Lüften segelte ein Falk. Jetzt zog er über dem Netz vorüber, Wigand warf die Taube, am Faden flatterte sie unter das Netz — im gleichen Augenblick stieß auch schon der Falk hernieder und fuhr mit sausenden Schwingen in das Netz, das sich von der Wucht des Stoßes aus den Kerben löste und über ihm zusammenschlug.

Die beiden stürzten aus der Hütte, und während Heini die Taube löste, wickelte Wigand den Falken aus dem Netz, stülpte ihm hurtig die Haube über den Kopf, band ihm mit lederner Schleife die Schwingen und legte ihm die Fessel an die Füße.

„Heini! Das ist ein Glückstag heute! Wir haben einen seltenen Fang getan! Schau her . . . ein Sakerfalk!" So lachte Wigand und stellte den Falken auf die Erde. Der edle Vogel rührte sich nicht, aber leise zitterte jede Federspitze — er war aus einem freien Herrn der Lüfte ein Knecht der Menschen geworden.

Wigand wollte das Netz wieder stellen. Da sah er in einem nahen Waldtal eine kleine Kavalkade halten, zwei Reiter und eine Dame auf weißem Zelter. „Das muß der junge Ortenburger mit seiner Schwester und ihrem Pagen sein! Der wartet schon lang auf einen Sakerfalken. Jetzt soll er ihn haben!" Wigand faßte den Vogel und eilte den Hang des Hügels hinunter; neugierig lief der Bub hinter ihm her. Als sie das Tal erreichten, hielt Wigand betroffen inne, gedeckt von zart grünenden Büschen. Draußen auf der Wiese stand der Page, die Pferde an den Zügeln haltend, und einer Linde zu Füßen, im zitternden Sonnenschein, ruhte das schöne Fräulein von Ortenburg auf dem Mantel des Junkers, der an ihrer Seite kniete und ihren Schoß mit frischgepflückten Veilchen überschüttete. Aber das war nicht der Ortenburger — sondern Goswin, der Junker von Goldeck.

Wigands Augen blitzten zornig auf. Der Goldecker! Der hatte ja auch schon gefragt um einen Sakerfalken! Und der sollte jetzt den seltenen Vogel haben? „Nein, und tausendmal

nein!" Mit jähem Ruck streifte Wigand dem Falken die Haube vom Kopf, riß die Schleife von den Schwingen, löste die Fessel — mit erschrockenen Augen starrte Heini den Falkner an — schon aber schleuderte Wigand den Vogel empor, der Falke taumelte in der Luft, breitete die Schwingen, schwebte einen Augenblick, und dann schoß er davon in lautlosem Flug.

Drüben unter der Linde lachte der Junker: „Veilchen! Heute noch Veilchen! Wann aber darf ich Myrten pflücken?"

„Ihr weichet meiner Frage aus!" sagte das Fräulein errötend. „Erst will ich wissen . . . was ist es mit der Dirne vom Freihof?"

Heini blickte zu Wigand auf und flüsterte: „Die reden von meiner Schwester!" Der Falkner drückte den Buben an sich und schloß ihm mit der Hand die Lippen.

„Die Dirne vom Freihof?" hörten sie den Junker lachend sagen. „So glaubt auch Ihr dem böswilligen Gerede? Haltet Ihr mich wirklich so unadeliger Sitten fähig, daß ich mein Auge erniedrigen könnte zu einer Bauernmagd? Ich habe die Dirn ein paarmal gesehen, wenn ich auf dem Hof ihres Vaters Einkehr hielt, müde von der Jagd, und wenn sie dienstwillig herbeisprang . . ."

Der Junker verstummte, denn Wigand stand vor ihm, totenblaß, mit flammenden Augen und geballten Fäusten. „Das lügt Ihr, Junker!" fuhr es schneidend von seinen Lippen. „Seht mir ins Gesicht und leugnet, daß Ihr seit vielen Wochen Tag um Tag den Freihof suchet . . . und daß es Eure Schuld nicht ist, wenn Hildegund bis heut nicht Euer Opfer wurde. Kein schlimmes Wort mehr über die Hildegund . . . oder Ihr habt es mit mir zu tun!"

Unter zischendem Fluch war Goswin aufgesprungen. Auch das Fräulein hatte sich, bleich und zitternd, vom Rasen erhoben und winkte dem Pagen.

„Fräulein . . ." stammelte der Junker und wollte ihre Hand erfassen; aber ein stolzer Blick aus ihren Augen machte ihn schweigen; wortlos wandte sie sich ab, schwang sich auf ihren Zelter und sprengte davon.

In dunkler Röte brannte Goswins Gesicht, als er sich zu Wigand kehrte. Und ehe der Falkner sich zu decken vermochte, hatte der Junker seinen Dolch gezogen und den Stoß geführt.

Wigand taumelte, seine Arme griffen in die Luft, ein Name

zitterte noch von seinen Lippen . . . „Hildegund!" . . . dann stürzte er nieder mit erlöschenden Sinnen.

„Mordio! Mordio!" kreischte Heini und rannte das Tal entlang, von Entsetzen gejagt. Als er im Walde schon verschwunden war, schrillte noch immer seine jammernde Stimme: „Mordio! Mordio!"

Wigand öffnete die Augen, versuchte sich aufzurichten und suchte mit starrem Blick — er war allein. Da fühlte er auf der Hand, mit der er sich stützte, ein heißes Rinnen. Er blickte nieder, sah die Hand von Blut überströmt, und sah auf dem Rasen einen Stock von Veilchen stehen — die blauen Blüten rot gefärbt.

„Mein Traum! Mein Traum!" Mit zitternden Händen brach er die roten Veilchen, raffte sich auf mit dem letzten Reste seiner Kraft . . . „Hildegund! Ich bringe sie!" . . . ein paar wankende Schritte tat er, dann schwanden ihm die Sinne wieder, und lautlos sank er in das Gras.

Der Abend dämmerte, und durch die offenen Fenster einer schmucken Stube fiel der goldene Schein der untergehenden Sonne.

Wigand erwachte. Er fand sich auf einem Lager und sah sich in einem fremden Raum. Doch nein! Er kannte diese Stube — wenn er sie auch lange nicht mehr betreten hatte. Und dem Lager zu Füßen stand ja auch der Freihofbauer, den blassen Heini an sich gedrückt — und zu Häupten des Bettes saß die Mutter des Falkners, und neben ihr lag Hildegund auf den Knien, schluchzend und lachend, da sie Wigands Augen offen sah.

Tief Atem schöpfend, hob Wigand die Hände. „Mutter? Ich glaub, sie haben geblüht . . . die roten Veilchen . . ."

Vom Dorf her klangen die Töne der Sackpfeifen, und in der Stube erlosch der goldene Schein.

Die Sonne des Ostertages war hinter die Berge gesunken; aber ein junges Glück, das schon begraben lag, war wieder auferstanden zu neuem Leben.

Die schwarze Rose

Am Ufer eines schönen, weltentlegenen Sees, der in meilenweiter Runde vom dunklen Bergwald umzogen war, stand vor vielen Jahren das kleine freundliche Haus eines armen Fischers. Vier Leute hausten miteinander unter dem mürben Strohdach, Meister Konrad mit seinem Weibe, die alte Hanni, des Fischers greise Mutter, und der junge Dieter, sein zwanzigjähriger Sohn. Einige Köhler, deren Hütten zerstreut im Bergwald standen, waren ihre einzigen Nachbarn, ihr ganzer Umgang. An jedem Sonntagmorgen wanderten sie einem nahen Berge zu, auf welchem Pater Crispus, der alte Einsiedel, ein Blockhaus bewohnte und ihnen in der aus Baumstämmen gefügten Kapelle die Messe las. Ein paarmal des Jahres kamen Händler aus der fernen Stadt und brachten dem Meister Konrad zum Tausch für seine gedörrten, geräucherten und gesalzenen Fische allen Bedarf seines Hauses. Alljährlich im Herbste kam der Burgherr von seinem entlegenen Schlosse, um hier in den Bergen zu jagen. Das waren Festtage für den Dieter. Vom Morgen bis zum Abend schritt er in pfadloser Wildnis dem Troß voran, um den Jägern die Schlupfwinkel der Raubtiere und die besten Standplätze der Sauen und Hirsche zu zeigen.

Der Ritter fand Gefallen an dem flinken und mutigen Burschen, der den Bergwald wie seine Tasche kannte und einem hauenden Schwein mit dem kurzen Fischermesser lachend auf den borstigen Leib rückte. Drum hätte er den Jungen gern unter die Schar seiner Troßknechte eingereiht, aber Meister Konrad wollte davon nichts wissen. Ihn plagte manchmal das Zipperlein, und da er oft durch lange Wochen den See nicht befahren konnte, wie hätte er da seinen Gesellen schwer vermißt!

Und dann — er gestand es nur nicht — aber der Anblick des Buben tat dem Alten wohl.

Dieter war anzusehen wie ein junger, lenzgrüner Eichbaum, so kräftig und schlank gewachsen. Hell leuchteten die blauen Augen aus dem hübschen, sonnverbrannten Gesichte, das die braunen Locken umschlossen hielten gleich einem dunklen Helm. Wohl erwachte in ihm zuweilen die Sehnsucht nach der Welt da draußen im ebenen Lande, und er schmollte mit dem Vater; aber wenn der Lärm und Rausch der Jagdtage verklungen war, dann kam sein junges, genügsames Herz bald wieder ins Geleise. Dann war er gerne wieder daheim, draußen auf dem See, wo er mit Netz und Angel, droben im Bergwald, wo er mit der Armbrust zu tun hatte, um sich und den Seinen die Nahrung für alle Tage, das wärmende Rauchwerk für den harten Winter zu schaffen. Er war ein guter Jäger, ein guter Fischer, war beides oft zu gleicher Zeit, denn wenn er bei grauendem Morgen den Einbaum durch das Röhricht steuerte, um die Stellnetze nachzusehen, hatte er stets die gespannte Armbrust an der Seite, um einen aufsteigenden Reiher oder eine kreischend abstreichende Wildente mit sicher treffendem Bolz zu erlegen.

Nun war es an einem lauen, herrlich schönen Maienabend. Ein goldigroter Schimmer der untergehenden Sonne lag über Wald und See gebreitet, und die Gipfel der Berge brannten. Rings um das Fischerhaus dufteten die jungen Blumen, und ein Schwalbenpärchen, das sich eingenistet, zwitscherte auf dem Dache, während der nahe Quell ganz leise murmelte in geheimnisvollem Selbstgespräch. Und just, als möchte sie diese heimliche Sprache deuten, saß die alte Hanni, an einem Netze flickend, lauschend auf der steinernen Hausbank und rührte manchmal flüsternd die Lippen.

Da kam der Dieter über die Wiese vom See herauf. Er machte ein verdrossenes Gesicht, und es war auch leicht zu erraten, weshalb. Man durfte nur die zwei messerlangen Fischlein betrachten, die er an einer dünnen Gerte in der Hand trug. Das war die Beute des langen Tages. Meister Konrad trat unter die Tür, furchte die Brauen und schalt. Er hätte am kommenden Morgen dem Pater Crispus gerne zur Feier des heiligen Pfingsttages einen stattlichen Hecht gebracht. Deshalb war es dem Jungen selber doppel leid, daß er einen so armseligen Fang

getan. Finster starrte er vor sich nieder und schlenkerte die Gerte mit den zwei daran hängenden Schwänzlein um die Beine. Die Großmutter aber nickte ihm tröstend zu: „Laß gut sein, Dieter! Kann der Vater dem Pater Crispus morgen keinen Hecht bringen, so soll er ihm zu Johanni einen schönen Lachs hinauftragen. Und du kümmer dich nicht! Wirst auch wieder bessere Tage haben. Hast ja noch immer Glück gehabt! Und wer weiß," fügte sie kichernd bei, „morgen ist Pfingsttag, vielleicht findest du die schwarze Rose? Dann freilich, dann hättest du ausgesorgt für deiner Lebtag und könntest im Glück sitzen bis an den Hals!"

Dieter machte große Augen, aber er sagte kein Wort, sondern kehrte an das Ufer zurück, um die Netze zum Trocknen auszubreiten. Doch als es zu dämmern begann, kam er zur Großmutter auf die Hausbank geschlichen und fragte leise: „Mutter Hanni, sag mir . . . wie ist das mit der schwarzen Rose?"

Schmunzelnd legte sie den Finger auf ihren welken Mund und guckte vorsichtig über die Schulter, ob nicht etwa Dieters Vater in der Nähe stünde, der die alten Geschichten, die sie zu erzählen wußte, ein ‚unchristliches Zeug' zu schelten pflegte. Und richtig, da drüben stand er und scheuerte an einem Boot. Mutter Hanni erhob sich und humpelte, als hätte sie dringend nach irgend etwas zu sehen, ans Ufer hinunter. Dieter verstand die Alte; er folgte ihr, kettete den Einbaum los, und so fuhren sie hinaus in den dunklen, spiegelglatten See. Im Röhricht hörte man die wilden Enten schnattern, leise plätscherte das Wasser unter dem Ruder, Nachtfalter schwirrten, allmählich erwachten die Sterne, und doppelt sah man den Himmel mit seinen tausend leuchtenden Augen: hoch in der Höhe und tief im stillen See. Und Mutter Hanni fing zu erzählen an:

„Es war einmal vor langen, langen Jahren ein junger Königssohn. Der hieß Balder. Er war schön von Gestalt, sein Antlitz leuchtete wie die Sonne, und wie geringelte Lichtstrahlen waren die Goldlocken, die sein Haupt umhingen. Und weil er so schön war und dazu von tapferem Herzen, gewann er sich die Liebe einer guten Fee . . ."

„Mutter Hanni . . . was ist das, die Liebe?"

„Wart's nur ab, einfältiger Jung, sie kommt schon noch über dich, und dann wirst du sehen, daß sie das Beste und Schönste ist, süßer als Honig, wärmer als die Sonne . . . aber laß

mich erzählen! Die gute Fee also, die hieß Frau Jertha und wohnte in einem wundersamen Rosengarten. Allabendlich verließ der Königssohn sein goldenes Schloß und ritt durch Bergschluchten und finsteren Wald zu seiner Liebsten und blieb bei ihr, bis am Morgen wieder die Sonne stieg."

„Und sag, Mutter Hanni, was tat er bei ihr?"

„Einfältiger Bub du! Sie waren eben beieinander . . . und hatten sich lieb."

„So, wie du mich lieb hast, und ich den Vater?"

„Natürlich, nur ein klein wenig anders!" kicherte die alte Frau. „Aber laß deine dummen Fragen jetzt . . . ich will erzählen . . . also . . . in dem Walde, der den Rosengarten der Frau Jertha umgab, da wohnte ein garstiger Riese. Der hieß Höcker, weil er einen abscheulichen Buckel hatte. Er haßte alle Menschen, aber in Frau Jertha war er verliebt, und weil sie ihn nicht leiden mochte, schwor er blutige Rache. Er lauerte dem Königssohn im Walde auf, stieß ihm von rückwärts einen Speer ins Herz und verscharrte die Leiche."

„Der Schuft!" fuhr Dieter auf. „Hätt' ich ihn nur zwischen meinen Fäusten!"

„Frau Jertha aber stand in ihrem Rosengarten und wartete auf ihren Prinzen Goldhaar, und als die Nacht verging und der Königssohn nicht kommen wollte, fühlte sie gleich in ihrem Herzen, daß ihm ein Leid geschehen wäre. Sie machte sich auf, ihn zu suchen, und ihr Leid war so tief, daß sie nicht weinen konnte. Nur manchmal fiel eine heiße Träne aus ihren traurigen Augen, und wo das Tröpflein zur Erde fiel, da wuchs eine schwarze Rose. Frau Jertha ist vor Sehnsucht gestorben und zu ihrem Königssohn in den Himmel gekommen. Aber die schwarze Rose, die ist noch immer da! Doch blüht sie in jedem Jahr nur einen Tag, am heiligen Pfingsttag . . . und die Leute sagen, wer die schwarze Rose finden könnte, der wäre unter allen Menschen der glücklichste!"

„Und wo, Mutter Hanni, wo wächst die schwarze Rose?"

„Ja, wer das wüßte! Aber die Leute sagen, sie blühe in einem schönen, sonnigen Wald. Und wem bestimmt wäre, sie zu brechen, der fände von selbst den Weg zu ihr . . . ihm begegne in jenem sonnigen Wald ein Greis mit silberweißem Bart, und den dürfte er nur fragen: Hast du die schwarze Rose nicht gesehen? — und dann muß ihm der Alte den Weg ansagen,

ganz genau . . ." Mutter Hanni griff ängstlich mit beiden Händen nach dem Brett, auf dem sie saß. „Aber! Dieter! Was machst du denn?"

Mit jähem Ruderschlag hatte Dieter den Einbaum gedreht. „Es ist spät, Großmutter, wir müssen schlafen gehen!" sagte er. Und seltsam erregt klang seine Stimme. Eilig ruderte er dem Ufer zu und suchte nach kurzem Gutenachtgruß seine kleine Kammer auf. Hier lag er mit offenen Augen, und als es im Hause still geworden, als der Mond mit hellem Schein durch das niedere Fenster leuchtete, erhob sich Dieter leis und zog sein bestes Gewand an: die roten Strümpfe, die kurzen Beinkleider aus geschwärztem Hirschleder und das braune Wams, das gleich einem Herrenrock mit dem zarten goldgelben Pelz verbrämt war, den die Edelmarder an der Kehle tragen. Ueber die Haare stülpte er eine Lederkappe mit den zierlichen Reiherfedern, warf die Armbrust hinter die Schulter und steckte sein Fischmesser in den Gürtel. Da sah er nun in Wahrheit mehr einem ritterlichen Knappen gleich, als dem armen Sohn eines Einödfischers. Lautlos verließ er das Haus und schritt hinaus in die stille, helle Mondnacht.

Ruhigen Ganges wanderte er durch den leise rauschenden Wald, umzittert von den spielenden Lichtern, die der Mondschein durch die sacht sich regenden Zweige warf. Er achtete nicht des Weges, aufs Geratewohl schritt er dahin, versunken in Sinnen und Träumen — wer auserlesen ist, die schwarze Rose zu brechen, der findet ja von selbst den Weg zu ihr, so hatte Mutter Hanni gesagt. Wie aber dürfte er hoffen, daß unter Tausenden gerade er der Begnadigte wäre? Aber ist es denn eine Sünde, sein Glück zu prüfen? Und hätte er, um diese Probe zu wagen, den nächsten Tag versäumen sollen, um ein ganzes Jahr lang wieder auf Pfingsten warten zu müssen? Das war der kurze Kreislauf seiner Gedanken — alles andere in ihm war Träumen und Hoffen.

Vier Stunden war er gegen das ebene Land hinaus gewandert, als der Wald ein Ende nahm. Nun sank auch der Mond hinter die Berge, und dunkle Nacht verhüllte alles Gefild. Dieter wanderte zu und zu. Er kam an Wiesen und jungen Feldern vorüber, im Zwielicht sah er die Zinnen einer Veste ragen und auf breiter Straße schritt er durch ein Dorf, in dem die Hunde anschlugen. Dann wieder Felder und wieder Wald.

Einmal ließ er sich zur Rast vor einem Busche nieder, schloß träumend die Augen — und sank in Schlummer.

Natürlich fand er im Traum die schwarze Rose. Mit einem Jauchzer warf er sich nieder zur Erde, doch als er die Wunderblume brechen wollte, stand der Riese Höcker vor ihm, schwang den blutigen Speer, und . . . da erwachte Dieter. Staunend sah er umher. Einen Wald, wie diesen, hatte er in seinem Leben noch nicht gesehen. Er kannte nur den Tannenwald, den dunklen, wilden Forst der Berge. Und hier war alles Laub, lichtgrünes Laub, durchgoldet von den Strahlen der Morgensonne. Kugelige Bäume wechselten mit lieblichen Gebüschen, hoch stand das Gras, in bunten Farben blühten die Blumen, und lichte Schmetterlinge gaukelten von Blüte zu Blüte. An jedem Grashalm, an jedem Blatt und an der Spitze eines jeden Zweiges hing ein winziges Tröpflein, in Farben schimmernd gleich einem Edelstein. Hoch in den Laubkronen sangen die Drosseln, und aus den Büschen klang der trillernde Finkenschlag.

Pfingstmorgen!

Dieter rieb sich die Augen; er staunte umher, heftig begann sein Herz zu klopfen — in einem wunderbaren Walde blüht die schwarze Rose, hat Mutter Hanni gesagt — und welch ein Wald könnte wundervoller sein als dieser? — Ja, ja, er ist am Ziel, er hat den rechten Weg gefunden im Schlaf! Nun hört er Schritte näher kommen — zwischen den Büschen taucht ein alter, graubärtiger Bauer auf, der zur Kirche wandert — und für Dieter ist dieses Bäuerlein ‚der Greis mit dem Silberbart'! Einen Augenblick stockt dem Burschen der Herzschlag, dann aber faßt er seinen Mut zusammen und fragt: „Hast du die schwarze Rose nicht gesehen?"

„Ei freilich!" nickt der Alte und deutet mit seinem Stock über die Schulter zurück. „Geh nur so fort noch ein Weilchen und dann das erste Weglein links . . . dort siehst du sie gleich, wo's rechter Hand zu dem kleinen Haus hinübergeht . . . am Straßenrain."

„Gott vergelt's!" stammelte Dieter und rannte davon. Jetzt kam das ‚Weglein links', mit brennenden Augen überflog er die beiden Ränder des Pfades — nun eine Biegung — und da verhielt er plötzlich die Schritte; ein schmerzvoller Laut war an sein Ohr geschlagen. Zögernd bog er um einen blühenden

Busch und sah am Wegrain ein junges Mädel sitzen. Ein ärmliches Gewand umhüllte den zarten, knospenden Körper, wie eine schwarze Welle floß ihr das gelöste Haar über den Rücken, sie hielt das Gesicht in die Hände vergraben, und unter leisem Schluchzen zitterten die schmalen Schultern, von denen das Linnen ein wenig niedergeglitten war.

„Was hast du, Mädel? Sag? Warum weinst du?"

Da hob sie das Köpfchen und zeigte ihm ein liebliches, nur unsagbar trauriges Gesicht, von Tränen überströmt, mit kirschroten Lippen, mit Augen, die auch wie Kirschen waren, aber wie schwarze Kirschen. Sie sah ihn an mit einem langen, stummen Blick, dann wieder schlug sie die Hände vor das Gesicht und schluchzte: „Mein Vater ist tot. Und gestern haben sie mir die gute Mutter begraben. Und nun hab ich keinen Menschen nimmer . . . und bin allein . . . allein . . ."

Dieters Augen wurden feucht; er warf die Armbrust in das Gras, ließ sich an der Seite der Weinenden nieder, redete ihr tröstend zu, sagte, er wüßte wohl eine Heimat für sie, und erzählte von seinem schönen See, von seinem dunklen, rauschenden Wald und von der freundlichen Hütte seiner Eltern.

Sie hatte Vertrauen zu ihm gewonnen gleich beim ersten Blick — seine Stimme klang so warm und herzlich — und als sie ihm recht in die guten, treuen Augen sah, begannen ihre Zähren zu versiegen. Und während sie seinen Worten lauschte, litt sie es gerne, daß er den Arm um ihre Schultern legte und ihre feuchten Wangen streichelte. Als er dann nach ihrer toten Mutter fragte, und sie nun doch wieder leise zu weinen begann, zog er sie zärtlich an seine Brust, küßte ihre Stirne, ihren zuckenden Mund — und immer wieder — und das dünkte ihm süßer als Honig, und ihm wurde selig warm ums Herz. Da mußte er an die Worte der alten Hanni denken, und enger noch zog er das Mädel an sich: „Jetzt kenn ich sie, die Liebe . . . und Mutter Hanni hat recht, sie ist das Schönste und Beste, süßer als Honig, wärmer als die Sonne . . . und die Lieb ist über mich gekommen, derweil ich auszog, die schwarze Rose zu suchen."

„Die schwarze Rose?" stammelte das Mädel und sah zu ihm auf, errötend unter Tränen. „Das bin ja ich! Meine Mutter rief mich Rose . . . und weil mein Haar so schwarz ist, haben mich die Leute die schwarze Rose genannt!"

Er guckte sie an mit großen, glücklichen Augen. Dann schrie er einen Jauchzer in den Morgen hinaus und umschlang sie mit beiden Armen.

„Komm nur! Komm, mein schwarzes Röslein! Komm! Wir wollen heimzu wandern."

Und Hand in Hand, so schritten sie dahin durch den blühenden Frühlingswald — den blauen Bergen entgegen.

Die Fackeljungfrau

An Sophie Todesco.

Ich wandelte durch deiner Wälder Hallen,
Vom Sonnenglast des Herbstes still umglüht;
Das letzte Lied der Vögel hört' ich schallen,
Und späte Blumen standen, halb verblüht.

Es stieg der Pfad. Zu freiem Hügel kam ich,
Der über alle Wipfel sich erhob;
Ich schloß den Weg, und stille Ruhstatt nahm ich
Auf grünem Teppich, den die Erde wob.

Mein Blick zog aus und glitt in alle Runde,
Bei jedem Reiz verweilend, den er fand —
Im Vollgenuß der selten schönen Stunde
Pries ich von Herzen dein gesegnet' Land.

Zu Tal hin senkten sich die Eichenwälder,
Die Pußta schlang sich um den grünen Saum,
Und in der Ferne schloß die braunen Felder
Ein Blaugebirge wie ein Märchentraum.

Es liegt in mir: seh' ich ins Blau gegossen
Ein Berghaupt — ach, nur eines Hügels Lauf —
So steigt vor meinem Auge glanzumflossen
Das schöne Bild der fernen Heimat auf.

Ich sah dein Land — und träumte von dem meinen!
Und wie harmonisch Klang in Klang sich webt,
Sah ich die beiden Bilder sich vereinen,
Von meinen Träumen wundersam belebt.

Aus deinen Feldern stiegen meine Berge,
Ein Jodler hallte in des Cymbals Klang,
Bei deinem Czikos stand mein Hochlandsferge,
Die Geige weinte, und die Zither sang.

Von hundert Liedern scholl es in der Runde,
Sich fremd an Zunge, keins dem andern gleich,
Und klang doch wie ein Lied aus einem Munde,
An Jubel arm, an Weh und Schmerzen reich.

Das alte Lied! Die ewig neue Weise,
Die jeder noch in seines Hoffens Drang
Begonnen hell am Morgen seiner Reise —
Und keiner, keiner noch zu Ende sang!

Das Lied vom Glück! In dürstend heißem Sehnen
Entquillt es jeder Brust mit gleichem Laut,
Und redet schweigend mit den gleichen Tränen
Aus jedem Auge, das den Himmel schaut! —

Von ferne nur! — Wie weithin wir auch wandern,
Nie blüht das Ziel uns, nur die Rast im Tal —
Und singt ein Trost: es ward erreicht von andern,
So fängt das Märlein an: Es war einmal . . .

Ich lauschte bang. Es flossen mir die Stunden,
Die Sonne senkte sich aus blauer Höh —
Zu Schatten war das bunte Bild geschwunden,
Das Land verwandelt wie zu dunklem See.

So still die Flut? So leer und öd das Ufer?
Und keine Straße, die von dannen zieht?
Kein Wandrer mehr, kein Sänger und kein Rufer?
Und überall verstummt das heiße Lied?

Doch sanft vernahm ich aus dem tiefen Schweigen
Ein Klingen, wie versunkner Glocken Hall,
Und sah ein schönes Weib der Flut entsteigen,
Den Leib umschleiert von der Locken Fall.

Ein Traumbild war's — und dennoch wirklich schien es!
Und lächelte geheimnisvoll und leis,
Und trug in jeder Hand ein immergrünes,
Von einem Zauberbaum gebrochnes Reis.

Und schwand nicht mehr!... Was träumend ich gesonnen,
Was mir im stillen Wald das Herz geschwellt,
Nun hat es Leben und Gestalt gewonnen
Und scheut den Weg nicht in die laute Welt.

So nimm es hin, dies Kind verträumter Stunden,
— Was Märchen an ihm scheint, ist nur Gewand —
Ich hab' es einst in deinem Wald gefunden
Und leg' es nun zum Dank in deine Hand.

Meran, 1. Mai 1893.

Ludwig Ganghofer.

1.

Der weiße Winter lag über dem einsamen Windachtal. Das war ein stilles Leben im Jägerhaus; durch lange Monate sah man keinen Menschen; nur Uzzo, der junge Fischer, der zwei Stunden talabwärts seine Hütte hatte, sprach zuweilen für ein Stündlein vor, wenn er in der halb vereisten Windach Forellen fischte, um sie nach dem fünf Stunden entfernten Kloster zu tragen, dem sie alle beide dienstbar waren, Uzzo und Guntram, der Jäger. Fast in der Mitte des schmalen, aber stundenlangen Tales stand das Jägerhaus; es war aus schweren Felsbrocken gemauert, denn es mußte dem rauhen Winter und den wilden Stürmen der Berge trotzen; mit großen Steinen war das weit vorspringende Schindeldach beschwert; unter dem First sah man zwei Bärenhäupter und drei Luchsköpfe an die Mauer genagelt; ein mannshoher geflochtener Hag umzog den weiten Garten, um von den Kohlbeeten und Obstbäumen das Wild abzuhalten, das in den Nächten, in schweren Wintern sogar am hellen Tage bis dicht an das Jägerhaus herankam. Rings um den Hag war der Schnee durchwühlt von Hochwildfährten, und lange vor Einbruch der Abenddämmerung standen schon immer die hungernden Tiere in den nahen Gebüschen, auf den Augenblick wartend, in welchem Guntrams Mutter, die alte Sanna, vor das Tor trat, um zwei große Bündel Bergheu in die am Hag angebrachten Raufen zu legen. Das Wild scheute die alte Frau nicht mehr; noch ehe sie im Tor verschwand, kamen die Hirschkälber schon herangetrollt und zupften gierig am Heu.

Da war es nun am Abend vor Lichtmeß. Der Himmel

leuchtete wie mattes Gold, und ein duftiger Schimmer lag über den beschneiten Bergen. Ueberall tiefe Stille. Nur die Windach murmelte eintönig in ihrem tief gesenkten Felsenbett, aus welchem dünne Nebel hervorqualmten; denn das Wasser des Baches, der sich aus Quellen sammelte, war wärmer als die Luft. Zuweilen auch klang, weit her aus einem Winkel des Tals, eine singende Männerstimme; Uzzo fischte in einem Nebenbächlein der Windach — doch mußte er schon auf dem Heimweg sein, denn seine Stimme, wenn sie nach kurzem Schweigen sich wieder hören ließ, klang immer näher.

Vor dem Zauntor des Jägerhauses stand Mutter Sanna, die Hände zum Schutz wider die Kälte unter der Schürze bergend. Sie hatte Heu in die Raufen gelegt und schaute nun — wie sie es gerne zu tun pflegte — dem vertraut äsenden Hochwild zu. Sieben Kälber standen bei den Raufen, ein paar Muttertiere hatten sich schon zu ihnen gesellt, und in den dichten Zwergföhrenbüschen sah man das Geweih eines Spießers gaukeln, den der Hunger langsam näher trieb.

Mutter Sanna fröstelte; auf dem Kopfe trug sie wohl die Pelzhaube, unter der die grauen Haare zausig hervorquollen; aber der dünne Rock aus braungefärbtem Leinen und die aus Hirschleder plump geschnittene Jacke waren ein dürftiger Schutz wider die Kälte. Doch immer noch stand sie. Aus ihrem weißen, von zahllosen Fältchen durchzogenen Gesicht und aus ihren grauen, freundlich blickenden Augen sprach der Ausdruck des tiefen Erbarmens, das der Anblick des hungernden Wildes in ihrem Herzen weckte.

Plötzlich hoben die bei den Raufen stehenden Muttertiere lauschend die Köpfe und stoben in jäher Flucht den Büschen zu; die verdutzten Kälber äugten eine Weile hin und her, dann trollten auch sie in das schützende Dickicht.

Mutter Sanna blickte sich um. Vom Ufer der Windach kam Uzzo durch den tiefen Schnee einhergestapft. Ueber der Schulter trug er die lange, schwankende Angelgerte, an der die gefrorene Schnur einen steifen Bogen machte; hinter seinem Rücken hing an festem Riemen das schwere Fischlägel, von welchem reichliches Wasser niedertropfte; sein ganzes Gewand, die Ottermütze ausgenommen, bestand aus schwarz gewordenem Leder, das bei jedem Schritt und jeder Bewegung raschelte; die Stiefelhosen waren starr gefroren und bis hoch über die

Knie mit Eis behangen. Trotz dieser ungefügen Kleider verriet sich der jugendlich geschmeidige Körper, den sie verhüllten. Um den Rand der Ottermütze kräuselte sich in dichten Ringeln das Blondhaar, das, wie der schüchtern sprossende Bart, von weißem Eisduft überhaucht war. Die Wangen brannten von der Kälte, hell blitzten die blauen Augen, und von den roten, lachenden Lippen dampfte der Atem.

Grüßend nickte Mutter Sanna dem Fischer zu, und Uzzo dankte freundlich; er deutete mit der Hand gegen den Bergwald, dann gegen das Haus; das sollte heißen: „Ist Guntram schon daheim?"

Mutter Sanna schüttelte den Kopf, trat näher, klopfte mit dem Knöchel an das Lägel und schaute den Fischer fragend an.

Dreimal zeigte Uzzo die beiden Hände mit offenen Fingern; dazu lachte er. Dreißig Forellen!

Mutter Sanna hob die Arme und öffnete den Mund — sie staunte über den guten Fang. Mit dem Finger tippte sie den Fischer auf die Brust, deutete gegen das Haus und hauchte in die Hände. Das sollte heißen: „Willst du dich drinnen am Feuer nicht wärmen?" Uzzo nickte, und ihm voran betrat Mutter Sanna den Hofraum, sorgsam das Tor wieder schließend. Während sie im Haus verschwand, lehnte der Fischer die Angelrute an die Mauer und ging auf den laufenden Brunnen zu. Den im Lägel verwahrten Fischen gab er frisches Wasser und holte drei große Forellen hervor, die er in den mit Wasser halb gefüllten Steintrog gleiten ließ. Das war ein Geschenk für Mutter Sanna; sie würde die Fische am Morgen schon finden, meinte er. Und damit die Forellen während der Nacht nicht ausspringen möchten, deckte er ein vor dem Brunnen auf der Erde liegendes Weidengeflecht über den Trog.

Nun trat auch er ins Haus. Die Wände des Flurs starrten von Hirsch- und Gemsgeweihen. Im Hintergrund sah man durch die offene Tür in eine kleine Küche, und zur Rechten führte eine Tür in den Stall, in dem eine Kuh und zwei Geißen standen; man hörte die Kuh mit der Kette rasseln — und die eingesperrten Hennen gackerten. Zur Linken ging's in die Wohnstube, die das einzige Zimmer zu ebener Erde war.

Tiefe Dämmerung lag schon in dem Raum, als Uzzo ihn betrat. Der trübe Schliem*, mit dem die zwei kleinen

* Gegerbte Netzhaut, als Ersatz für Glas.

Fenster überspannt waren, ließ ja auch bei hellem Tag das Licht nur spärlich einfallen; dazu verliehen noch die vor Alter braun gewordenen Lärchenbohlen, mit denen die Wände verschalt waren, dem Raum eine heimliche Dunkelheit, aus der die blank gescheuerte Tischplatte und der getünchte, eine wohlige Wärme ausstrahlende Lehmofen weiß hervorleuchtete. Auch hier Geweihe um Geweihe auf jedem Fleckchen der Wand; eine Bank entlang den beiden Fenstermauern, eine zweite rings um den Ofen, und dazu ein paar dreibeinige Stühle, ein Schrein und eine Truhe. Neben der Tür, an einem aus Geweihsprossen gebildeten Rechen, hing das Weidmesser und die Armbrust, die Guntrams Vater einst getragen. In der Mauerecke zwischen den Fenstern war ein kleiner Altar errichtet, auf dem, zu Füßen eines mit Palmzweigen geschmückten Kreuzes, ein roh geschnitztes und grell bemaltes Marienbildchen stand; und sieben frische Kerzen waren aufgesteckt, welche Mutter Sanna aus dem Wachs der wilden Immstöcke gegossen hatte.

Uzzo setzte sich in den Ofenwinkel; die Wärme schmolz den Schnee und das Eis, so daß von des Fischers Gewand das Wasser in dünnen Bächlein über die Dielen rann. Mutter Sanna saß auf der Fensterbank und spann; leise schnurrte die Spule, und manchmal quiekste die Kurbel ein wenig. Sonst war es still in der Stube, und von den beiden kümmerte sich keines ums andere. Für die Zeichensprache war es schon zu dunkel, und laute Worte hätte Mutter Sanna weder gehört noch erwidert — weil sie taubstumm war. Seit vierzehn Jahren! Guntram war, als das Unglück geschah, ein zwölfjähriger Bub gewesen. Da hatte einmal, gegen Abend, ein furchtbares Ungewitter alle Berge erschüttert und die halben Wälder gestürzt. Die Nacht brach ein, und Vater Kunrad war noch immer nicht zu Hause. Stunde um Stunde wartete Sanna unter der Tür auf die Heimkehr ihres Mannes. Dann trieb die sorgende Unruh sie hinaus in den finsteren, vom Sturm durchtobten Bergwald. Als sie unter einer alten Fichte stand und den Namen ihres Mannes hinausschrie in Sturm und Nacht, fuhr ein Blitz hernieder und zerschmetterte den Baum. Am andern Morgen fanden Kunrad und Guntram das arme Weib, noch halb bewußtlos. Mutter Sanna erholte sich allmählich wieder, aber Gehör und Sprache hatte sie für immer verloren. Von Stund an nagte an Kunrad eine tiefe Schwermut; denn er maß sich

die Schuld an dem Unglück bei; hätte er vor dem strömenden Regen nicht Schutz in einer Höhle gesucht, sondern den Heimweg rechtzeitig angetreten, dann wäre das Unheil nicht geschehen! Als sich endlich nach Jahren sein Gram zu mildern begann, mußte er eines gewaltsamen Todes sterben. Er wurde von einem weidwunden Hirsch geforkelt: die scharfe Geweihsprosse drang ihm durch das Auge ins Gehirn.

Fünf Jahre waren seitdem vergangen. Das böse Geweih hing jetzt im Herrgottswinkel und trug auf seiner Schale das Kruzifix.

Draußen sank der Abend, und in den trüben Fenstern erlosch der letzte Schimmer von Licht. Mutter Sanna erhob sich, stellte das Spinnrad, schlug Feuer, und mit dem bläulich brennenden Schwefelfaden zündete sie vor dem Marienbild, nach altem Brauch, zur Feier der Lichtnacht die sieben Kerzen an. Lautere Helle durchströmte den kleinen traulichen Raum. Mutter Sanna ließ sich auf die Knie nieder und faltete über dem Tisch die Hände; der Fischer zog die Ottermütze vom Kopf und sprach mit murmelnder Stimme den Mariengruß.

Da knarrte draußen das Hagtor, und der helle Laut eines Hundes ließ sich vernehmen. Uzzo öffnete die Tür, und eine hohe, braunhaarige Bracke schoß in die Stube. Freudig winselnd sprang der Hund ein paarmal an Mutter Sanna hinauf, machte die Runde unter Tisch und Bänken, schnupperte an Uzzos Beinen und legte sich mit hängender Zunge im Ofenwinkel nieder.

Eine schlanke Gestalt füllte die Türe. Es war Guntram — ein Bild jugendlicher Kraft und männlicher Schönheit. Das Gesicht und die nackten Knie, die den Frost des Winters nicht fühlten, schienen wie aus Erz gegossen. An den Füßen trug er eisenbeschlagene Bundschuhe, und dicke Strümpfe aus weißer Hasenwolle umhüllten die Waden. Die kurzen Hosen und das Wams, unter dem das grobe Leinenhemd hervorquoll, waren aus braun gefärbtem Hirschleder, das mit geschmeidigen Falten allen Linien des kräftigen Körpers folgte. Eine Spielhahnfeder schmückte die aus Marderfell genähte Kappe. In glatten Strähnen fiel das schwarze Haar bis auf die Schultern und schwankte bei jeder Bewegung um die noch bartlosen Wangen. Nur auf der Oberlippe lag der keimende Flaum wie ein dunkler Schatten. Unter starken Brauen blitzten die schwarzen Augen,

kühn und lebensvoll — man sah es diesen Augen an, daß ihr Blick den Adler fand, auch zuhöchst in den Lüften. Und als der Jäger nun die Armbrust von der Schulter nahm, da meinte man fast, daß unter seinen Fingern der Schaft der Waffe zerbrechen müßte.

Doch sanft und herzlich war der stumme Gruß, zu dem er schmeichelnd die Hand über die Wange seiner Mutter streifte. Lächelnd blickte Mutter Sanna zu ihm auf; dann verließ sie die Stube, um in der Küche Feuer zu schüren. Auch den Fischer grüßte Guntram mit wortlosem Händedruck; seine Zunge war im Verkehr mit der stummen Mutter des Sprechens entwöhnt. Er hängte Kappe, Weidmesser und Armbrust an den Rechen und setzte sich neben Uzzo auf die Ofenbank.

„Heut nacht wird's kalt machen!" sagte der Fischer.

Guntram nickte.

„Es hat schon am Tag ausgegeben!" lachte Uzzo, während er sich die Hände rieb. „Wie's auf den Abend zugegangen ist, hab ich gemeint, es friert mir die Knochen aus dem Leib. Hast auch gefroren?"

Der Jäger schüttelte den Kopf.

„Freilich, du bist ja selber ein halber Eiszapfen. Ich glaub, du kannst dich in Schnee legen und meinst heilig, es wär ein Federbett. Aber weißt, das Wasser, das geht einem in die Haut. Ich kann's schon kaum erwarten, bis wieder Sommer wird . . ." Uzzo puffte den Jäger mit dem Ellbogen in die Seite. „Und Almenzeit! Gelt, da freust dich auch schon?"

„Warum?" Guntrams Stimme klang wie eine Glocke, an die man leise mit dem Finger schlägt.

„Warum? Weil die Maiden auftreiben nach den Hütten."

„Was gehen mich die Maiden an?"

„Geh, du! Wirst dir doch auch einmal eine aussuchen, recht eine bildsaubere!"

Guntram schüttelte den Kopf. „Ich bleib allein bei der Mutter. Ein fremdes Weiberleut tät sich nicht vertragen mit ihr."

„Geh! So hab ich schon oft einen reden hören, und über Nacht ist sein Herzl an der Angel gehangen und hat angebissen, daß kein Loskommen nimmer war. Da sag ich's schon lieber gleich: heuer such ich mir eine aus, die mir taugt. Aber gar weit und hoch droben darf sie nicht almen, weißt, daß man

einen kurzen Hinweg hat und sich mit dem Heimweg nicht tummeln muß." Uzzo erhob sich lachend. „Jetzt muß ich aber schauen, daß ich weiterkomm!" Sie gingen der Tür zu. „Ja, du, was ich sagen will: am Fallbach droben hab ich zwei Füchs gespürt."

„Zwei? Sag: hundert. Ich weiß gar nicht, wo heut auf einmal die Füchs all herkommen. Auf Schritt und Tritt bin ich an eine Fährt hingelaufen."

Sie traten ins Freie. Matt glitzerte der Schnee, und mit bläulichem Weiß hoben sich die Berge in den dunklen Himmel, an welchem zahllose Sterne flimmerten. Uzzo hatte das Lägel vom Brunnen geholt und die Angelrute geschultert. Er wollte sprechen, aber Guntram legte die Hand auf seinen Arm.

„Horch!"

Sie lauschten. Aus weiter Ferne klang das heisere Gebell der Füchse.

„So viel hab ich noch meiner Lebtag nicht gehört auf einem Fleck!" sagte Uzzo und lauschte wieder. „Aber was ist denn das? Schau nur!" Er deutete mit der Angelrute nach einer fernen Höhe des Tals; dort sah man über den Wipfeln der Bäume kleine Flammen zucken und gaukeln. „Das müssen Irrwisch sein!" Uzzos Stimme dämpfte sich zum Flüstern. „Oder die Alfen tanzen."

„Unsinniges Zeug!" murmelte Guntram. „Seit acht Jahr bin ich Tag und Nacht im Wald gewesen und hab noch nie einen Alf gesehen."

„Beruf's nicht!" flüsterte der Fischer und schlug ein Kreuz. „Das mögen sie nicht leiden, daß man so redet von ihnen!" Schweigend blickten sie wieder in die Ferne, in der die seltsamen Lichter zu einem rötlichen Schein zerflossen, der die Wipfel der Bäume schimmernd umspann. Es war anzusehen, als gingen Leute mit Fackeln durch den Wald. „Wenn's nicht die Alfen sind . . . was denn sonst?" murmelte Uzzo.

„Was weiß denn ich? Es gibt viel Ding in der Welt, für die unsereins nicht den Kopf hat. Wenn du wieder hineinkommst ins Kloster, dann frag den Pater Ortolf. Der weiß alles. Und jetzt gut Nacht!" Guntram war des vielen Redens müd geworden.

Mit einem Händedruck schieden sie. Der Jäger schloß hinter

Uzzo das Hagtor; unter der Haustür blieb er wieder stehen und spähte in die Ferne, aus der noch immer das Bellen der Füchse klang; doch war der wunderliche Schein beinah verschwunden. Da merkte Guntram, daß sich der Himmel zu hellen begann. „Der Mond wird's gewesen sein," dachte er, „im Aufsteigen hat er durch eine Bergscharte hergeschienen über den Wald."

Auch Uzzo mochte das Gruseln schon überwunden haben; aus der Senkung des Tales herauf klang sein fröhlicher Jodelruf, und als er zu singen begann, konnte Guntram in der stillen Winternacht jedes Wort verstehen:

„Töchterlein, du sollst nit minnen,
Eh du hast die zwanzig Jahr,
Sollst nit süßes Spiel beginnen,
Schau, es bringet Not und Fahr!
Eia, Müetterlein,
Laß das Mahnen sein,
Ich bin jung und Blümlein sprießen,
Will die Maienzeit genießen!
Eia, eia, huladei,
Lieb und Mai, Lieb und Mai,
Gehen allezeit selbander
Lassen nimmer voneinander,
Nimmer, nimmer, nimmermeh,
Eia, huladei, jühe!"

Von den schneebehangenen Bergwänden klang das Echo des Jauchzers, mit dem der Fischer sein Liedlein schloß.

Da legte sich eine Hand auf Guntrams Schulter; Mutter Sanna holte ihn zur Mahlzeit. Der Jäger nickte, und während seine Mutter in die Stube trat, schloß er die Haustür und schob den schweren, hölzernen Riegel vor.

2.

Lange vor Anbruch der Dämmerung verließ Guntram am folgenden Morgen das Jägerhaus. Vor dem Hagtor stand er eine Weile und lauschte; er hörte nur vom Dickicht her das Brechen des Rotwildes, das er von den Raufen verscheucht hatte; aber nirgends mehr, weder im Tal, noch auf den Bergen, ließ sich ein Fuchs vernehmen. Das nahm ihn wunder. Waren die roten Räuber über Nacht schon ausgewechselt aus seinem Revier? Und weshalb und woher waren sie gekommen, in solcher Menge, wie er sie am Abend gespürt? Er wußte wohl, daß sich im Hochsommer oft die Hirsche auf moorigen Bergwiesen zu hunderten aus weiten Gegenden her zu sammeln pflegen. Aber daß es auch die Füchse lieben, zu gewissen Zeiten sich in solcher Weise zu sammeln, das war ihm neu.

Für alle Fälle mußte er nun doppelt wachsam sein. Denn bei hohem Schnee ist der Fuchs ein böser Feind der müden, von Hunger und Mühsal abgezehrten Hirschkälber und Gemskitze.

Als er eine Strecke des Tales emporgestiegen war, legte er einen Bolz in die Schiene der Armbrust, hielt die Waffe schußfertig in der Hand und spähte mit blitzenden Augen in der Dämmerung umher, während er lautlos dahinschritt. Er hatte die Bundschuhe mit dicken Lappen umwickelt, damit der Schnee unter seinen Tritten nicht knirschen möchte.

Der Mond war lange schon untergegangen, und auch die Sterne begannen schon zu erlöschen; nur der Sirius brannte noch wie eine Fackel. Immer blässer wurde der Himmel, und die weichende Dämmerung entschleierte die Berge. Zu schwindelnder Höhe stiegen die beschneiten Felsen empor, so daß der Blick ihre hochragenden Zinnen vom fahlen Himmel kaum zu scheiden wußte. Kein Windhauch rührte die kalte, klare Luft. Lautlos schlummernd standen alle Bäume und ließen das dunkle Grün der Nadeln nur schüchtern hervorlugen unter dem dichten Schneebehang.

Als die erste matte Röte den Himmel und die höchsten Spitzen der Berge färbte, erreichte Guntram eine Waldwiese, an deren Saum eine Sennhütte stand, fast versunken in Schnee. Schon wollte er wieder den Wald betreten, da sah er zwischen den Bäumen etwas Rotes huschen. Ein Fuchs! Nein, ein

Pärchen gleich! Ein Rüd mit seiner Feh! Die buschigen Ruten gestreckt, miteinander spielend und kosend, kamen sie über den Schnee einhergetrollt, immer näher und näher. Guntram stand wie ein Baum, die Armbrust an der Wange. Er wartete einen Augenblick ab, in dem die Raubtiere, dicht aneinandergeschmiegt, Seite an Seite liefen. Da ließ er die Sehne schwirren. Und er hatte gut gezielt! Einen einzigen hohen Satz noch machten die Füchse, dann lagen sie verendet im Schnee, der sich färbte von ihrem rinnenden Blut. Bei diesem letzten Todessprung der beiden Tiere ließ sich ein Laut vernehmen, so seltsam, wie von einer klagenden Menschenstimme. Aber Guntram hörte nicht, denn er sprang mit einem Jauchzer auf seine Beute zu, in heller Freude über den glücklichen Schuß; der Bolz war dem Rüd durch die Kehle geflogen und hatte sich in das Herz der Feh gebohrt. Als Guntram sich niederbeugte und den mit Blut besudelten Bolz dem verendeten Raubtier aus der Wunde zog, hörte er hinter sich ein seufzendes Stöhnen. Betroffen richtete er sich auf. Und da wußte er nicht, wie ihm geschah.

Wenige Schritte vor ihm stand ein junges Mädchen von wundersamer Schönheit, wie in schmerzvoller Erschöpfung an einen Baum gelehnt. Ein weißes Gewand, verbrämt mit weißem Dunenpelz, umhüllte den schlanken, in weichen Formen blühenden Leib. Ihr zu Füßen lag der erloschene Stumpf einer Fackel. Guntram sah ihn nicht, denn seine Blicke hingen gebannt an dem schmalen, weißen Gesichtchen, das von rötlich schimmernden Haaren in sanften Wellen umflossen war. Und zwei große, blaue Augen starrten ihn an mit Jammer und Entsetzen, während schimmernde Zähren über die Wangen niederperlten. So standen die beiden lange schweigend, Aug in Auge. Endlich trat Guntram auf das Mädchen zu und fragte stammelnd:

„Wer bist du?"

Sie sah ihn wortlos an.

„So rede doch, Mädchen! Wer bist du? Wie kommst du hierher? In diese Oede? So früh am Tag und bei diesem Schnee?"

Da schlug sie, laut schluchzend, die Hände vor das Gesicht und drohte niederzusinken. Der Jäger sprang hinzu und umfing sie mit seinen starken Armen.

Beim ersten Anblick des Mädchens hatte ihn ein abergläubischer Schreck durchzuckt. Wie aber hätte er jetzt noch zweifeln mögen an ihrer holden Wirklichkeit, da sie in seinen

Armen lag, zitternd vor Angst und Frost, in Tränen und Schluchzen. Er sprach zu ihr mit freundlichen Worten, er fragte und tröstete, aber sie erwiderte keinen Laut, und ihre Tränen wollten nicht versiegen. Da er merkte, daß sie vor Erschöpfung fast einer Ohnmacht nahe war, führte er sie zur nahen Sennhütte, und während er das Mädchen mit dem einen Arm umschlungen hielt, stieß er mit dem andern die Tür auf. Es sah in dem kleinen, dunklen Raum gar unwirtlich aus. Guntram ließ das Mädchen auf den Kreister sinken, bedeckte die Frierende mit Heu und eilte zum Herd, um ein hellflackerndes Feuer zu schüren. Prasselnd und krachend brannte das dürre Holz. Guntram schloß die Tür, und bald erfüllte eine wohlige Wärme den Hüttenraum. Da an beiden Fenstern die Läden vorlagen, war in der Hütte kein anderes Licht, als nur der rötliche, zitternde Widerschein des flackernden Herdfeuers. Am Fußende des Kreisters ließ sich Guntram auf einen Holzblock nieder; die Fremde hielt das Gesicht in die Arme gedrückt, und mit ihrem dumpfen Schluchzen mischte sich das Knistern und Rauschen der Flammen und das Klatschen der schweren Wassertropfen, zu denen die ausströmende Wärme den Schnee über dem Dach zerschmolz.

Stille Minuten vergingen, das Schluchzen des Mädchens verstummte; zitternd lag es, die Hände unter der Wange, und blickte mit nassen Augen in die züngelnde Herdflamme, bis nach einer Weile tiefer Schlummer über seine Lider fiel.

Guntram rührte sich nicht; sein scheuer Blick hing an dem schönen Gesicht der Fremden, auf dem der Schlaf jeden Zug von Schmerz und Erschöpfung verwischte und ein träumerisches Lächeln weckte. Tausend Fragen kreuzten sich in den Gedanken des Jägers. Wie kam die schöne Fremde in diese Einsamkeit der Berge? Allein? Um solche Stunde? Bei solchem Schnee? Sie mußte das Kind reicher Leute sein — das war an ihrem feinen Gewand und ihren zarten Händen leicht zu merken. Auch stand wohl ihr Elternhaus in weiter Ferne; denn in den Herrenhäusern, die Guntram kannte, trugen die Frauen und Mädchen andere Tracht. Auf welchem Wege war die Fremde in das Windachtal geraten? Auf der einzigen Straße, die vom Klosterland an Uzzos Hütte vorüber in das Tal führte? Nein! Guntram hätte dann im Schnee die Spur ihrer Schritte finden müssen; sie wäre am Jägerhaus vorübergekommen, und da hätte es die Verirrte doch wohl vorgezogen, Einlaß zu begehren,

anstatt weiterzuwandern in der eisigen Winternacht. Woher also war sie gekommen? Nur über die Berge! Wo das Windachtal, ansteigend zwischen kahlen Felswänden, ein Ende nahm, dort oben, wo am verwichenen Abend der seltsame Schimmer erglommen war — der gute Uzzo hatte den gleitenden Mondschein für die Lichter tanzender Elfen gehalten! — dort oben lag die Trischuba, ein vom Bergwald umschlossenes Almenland. Nahe dieser Alm war durch den Grat der Berge eine tiefe Scharte gebrochen, und über diese Paßhöhe führte ein Saumpfad, auf dem zur Sommerszeit und in milden Wintern die welschen Kaufleute und die Venediger aus dem Süden kamen, um im Nordland Handel zu treiben oder nach Gold zu schürfen. Aber der Saumpfad führte nicht durch das Windachtal, sondern zog von der Trischuba durch ein anderes, stundenlanges Bergtal nach dem Kloster, von welchem Guntram das Jägerhaus und den Wildbann im Windachtal zu Lehen hatte.

Manchmal geschah es aber doch, daß von der Trischuba her ein Wanderer sich in das Windachtal verirrte und zu Tod erschöpft an das Tor des Jägerhauses pochte. Sollte nun auch dieses fremde Mädchen auf solchem Wege sich verirrt haben? Doch nein, das war undenkbar! Dieses holde Kind hatte sicher nicht allein den gefährlichen Weg über die winterlichen Berge angetreten. Wer so jung ist und so schön, hat treue Hüter und Beschützer!

Guntrams Augen blitzten, und er ballte die Fäuste. Was hätte er nicht alles getan, um dieses liebliche Geschöpf zu hüten und zu schützen vor jeder Gefahr! Lange, lange blickte er in das rührend schöne Gesicht der Schlummernden. Dann atmete er tief, als hätte sich eine schwere, herzbedrückende Last auf seine Brust gelegt.

Und wieder sann er und grübelte. Nach allen Gedanken blieb ihm nur der eine: hier mußte ein Unglück geschehen sein! Entweder hatte eine fallende Lawine die Bergfahrer verschüttet, oder sie waren über eine verschneite Schlucht gezogen und in die Tiefe gestürzt, und nur das Mädchen allein war durch einen wunderbaren Zufall vom Tod errettet worden!

Guntram segnete diesen Zufall. Es schnürte ihm das Herz zusammen, wenn er des fürchterlichen Schicksals dachte, dem die Fremde entronnen war! Da lag sie vor ihm: die schönen, zartgeformten Glieder vom Schlafe sanft gelöst, das im Heu

versunkene Köpfchen umringelt vom Gelock der goldig leuchtenden Haare, die Wangen überhaucht von rosiger Wärme, die holden Lippen lächelnd; und durch die feinen, weißen Lider, deren lange Wimpern wie kleine goldene Sicheln auf den Wangen lagen, schimmerte das dunkle Blau der Augensterne. Während Guntram das liebliche Bild mit heißem Blick verschlang, sah er in seinen Gedanken zugleich ein anderes Bild: eine tiefe, dunkle Schlucht, deren steile, unerklimmbare Wände von vereisten Schroffen starrten; in der Tiefe ein Wust von durcheinandergestürztem Schnee und Geröll, von Waffen und Gewändern, von zerschmetterten Saumtieren und menschlichen Gliedern, blutig und zerrissen — und inmitten dieser furchtbaren Greuel, auf rot gefärbtem Schnee, lag die schöne Fremde, das Goldhaar von Blut durchsickert, mit klaffender Stirne, aber noch lebend, denn unter matten Atemzügen hob und senkte sich die Brust, und weit offen starrten die Augen zur Höhe der Schlucht, über der die krächzenden Vergraben mit rauschenden Schwingen kreisten; immer lauter und gieriger klang der häßliche Schrei der schwarzen Vögel, immer neue Raben kamen herbeigeflogen aus den grauen Lüften; nun stürzte sich einer mit angelegten Schwingen in die Tiefe der Schlucht — und die anderen folgten ihm.

Aus Guntrams Kehle rang sich ein erwürgter Schrei; zitternd sprang er auf, und vor dem Heubett niedersinkend, umschlang er die Schlummernde mit beiden Armen, wie um sie zu schützen und zu retten. Da versank vor seinem Blick das gräßliche Bild — was seine Augen jetzt noch sahen, war holdes Leben nur und aller Liebreiz weiblicher Jugend. Und als hätte er die Fremde in Wahrheit dem Tod entrissen und dem Leben wiedergewonnen, gerettet und gewonnen für sich selbst, so drückte er sie an seine Brust, lachend und schluchzend, und bedeckte unter stammelnden Koseworten ihren holden Mund mit heißen Küssen.

Die Fremde erwachte, und da kam auch Guntram zur Besinnung; er löste die Arme, erhob sich zitternd und trat in banger Scheu zurück. Unter tiefen Atemzügen streifte die Fremde die Hand über ihre Stirne, ließ die Finger durch das Haar gleiten und zog die goldenen Strähne gleich einem verlegenen Kinde um Wangen und Hals. Ihre Lider waren noch müd und schwer; von den Wimpern halb verschleiert haftete ihr Blick an Guntram, lange, lange; dann kräuselte ein

träumerisch verlorenes Lächeln ihren Mund. Seufzend fiel sie in das Heu zurück — und schlief schon wieder.

Wie ein Berauschter taumelte Guntram zum Feuer, schlug die Hände vor das Gesicht und sank auf den Herdrand nieder.

Draußen stand die Sonne schon hoch. Durch die zahlreichen Klumsen des Schindeldaches, von dem die Herdwärme allen Schnee geschmolzen hatte, fielen dünne Strahlen senkrecht nieder, als hingen leuchtende Spinnefäden von der Decke zur Erde herab.

Stunde um Stunde verrann. Wenn das Feuer erlöschen wollte, legte Guntram neues Holz über die Kohlen. Dann wieder saß er, den Ellbogen auf das Knie gestützt, den Kopf in die Hand gelegt, und blickte nach der Schlafenden. Süß und selig war ihm zumut, und dennoch bitter und weh. Er hatte das Glück gefunden, um es verlieren zu müssen am gleichen Tag. Wenn die Fremde erwachen würde, dann würde sie fragen nach Ort und Weg, würde ihren Namen nennen, ihre Heimat, würde ihm sagen, wo das Haus ihrer Eltern stünde, wohin ihre Reise ginge, und würde von ihm begehren, daß er sie führe, wohin sie wollte. Und er müßte es tun ohne Widerrede. Und dann würde er einsam zurückkehren, unstillbare Sehnsucht im Herzen, den schleichenden Tod in seiner Brust.

Einen Augenblick überkam ihn der Gedanke, als könnte er dem süßen Elend, das über sein Herz gefallen, noch entfliehen. Er griff nach seiner Armbrust und wankte zur Tür. Aber er mußte die Blicke wenden, und da hielt es ihn fest und zog ihn näher. Nun wieder saß er vor dem Heubett — Stunde um Stunde verrann — und endlich erwachte die Fremde.

Sie richtete sich halb empor und blickte staunend umher, als wäre ihr alles neu, was sie hier umgab. Doch als ihr Blick auf Guntram fiel, nickte sie und lächelte, als erinnere sie sich seiner wie eines lieben Bekannten, den sie lange nicht gesehen und den ihr nun ein freundlicher Zufall in den Weg geführt.

Heiße Röte flog über Guntrams Wangen; dieses Lächeln beglückte und verwirrte ihn; mit stammelnden Worten fragte er, woher sie käme und welch ein Unglück ihr begegnet wäre. Aber sie sah ihn ratlos an, als verstände sie nicht, was er meinte. Und was er nun auch weiter fragte, sie erwiderte nur immer mit leiser, süß klingender Stimme: „Ich weiß es

nicht . . ." Oder sie schüttelte, statt einer Antwort, schweigend das Köpfchen und schaute, während sie langsam die Hand über die Stirne streifte, mit verlorenem Blick ins Leere.

Betroffen stand Guntram vor diesem Rätsel, für das er nur eine Lösung fand. Das Entsetzen vor dem Unglück, das ihr widerfahren — vielleicht hatte sie unter den verschütteten Gefährten den Vater, einen Bruder verloren — und die Schrecken der Bergnacht, die sie einsam irrend zwischen Felsen und Schnee verbracht, mußten ihre Sinne verwirrt und die Erinnerung an alles Vergangene in ihr ausgelöscht haben! Guntram fühlte sein Herz erzittern in banger Sorge um das Mädchen, und doch auch zuckte es in seiner Seele auf wie geheime Freude: wer die Erinnerung an Vater und Heimat verlor, kann nach Vater und Heimat nicht mehr fragen und verlangen!

Nur eine einzige Antwort hatte die Fremde gefunden. Als Guntram sie nach ihrem Namen fragte, besann sie sich eine Weile und sagte: „Isa heiß' ich!"

Isa? Diesen Namen hatte Guntram schon einmal gehört: in einem Märlein, das die alte Heilwig, Uzzos Mutter, ihm erzählte — in dem Märlein vom Alfkönig Wute, der in den Tiefen der Berge hauste und hundert Töchter hatte, von denen die allerschönste den Namen Isa trug. Guntram mußte lächeln, als ihm diese Erinnerung kam. Mit leuchtenden Augen hing er an den Zügen des Mädchens. Jene Isa mochte wohl die allerschönste sein von Alfkönig Wutes Töchtern, doch Guntram wußte nun eine Isa, die noch tausendmal schöner war!

Lange schwieg er; dann atmete er tief und stammelte: „Sag mir, Isa, was soll ich tun für dich?"

Sie gab keine Antwort und blickte nur lächelnd zu ihm auf.

Er ging und öffnete die Tür der Hütte. „Sieh her! Es will schon der Abend kommen. Hier kannst du nimmer bleiben! Und hungern wird dich auch? Gelt, ja? Hast ja nicht gegessen Tag und Nacht! Komm! Ich will dich zu meiner Mutter führen. Wir haben nicht weit zu meinem Haus. Da ist's warm und heimlich . . . wirst sehen, in meinem Haus, da ist ein gutes Bleiben! Willst du?"

Sie erhob sich und reichte ihm die Hand. Er warf die Armbrust hinter die Schulter und griff mit beiden Händen zu. So führte er sie aus der Hütte. Als er bemerkte, daß ihre

schmalen Füßchen tief im Schnee versanken und daß sie vor Kälte zu zittern begann, schlang er die Arme um ihren Schoß und hob sie an seine Brust empor. Sie war so leicht, daß er ihre Last kaum fühlte.

Eben sank die Sonne, und ein rot leuchtender Schein lag ausgegossen über Tal und Berge. Auf den Zweigen der beschneiten Bäume und rings umher auf der Erde funkelte jedes Stäubchen Schnee wie ein geschliffener Rubin. Alle Gipfel glühten, und über ein fernes Waldgebirge stiegen scharf zerrissene Wolken empor, die im roten Widerschein der sinkenden Sonne anzusehen waren wie lodernde Flammen.

Hastigen Schrittes wanderte Guntram durch den schimmernden Schnee seinem Haus entgegen. Immer wieder hob er den Blick, doch er begegnete den Augen Isas nicht; sie hatte die Arme leicht um seinen Hals gelegt und blickte rings umher wie in staunender Neugier. Immer hastiger schritt Guntram aus, als triebe ihn eine ungewisse Furcht, und als könnte er den Augenblick nicht erwarten, in dem er sein Heim erreichte. Und da begann er allmählich zu fühlen, daß er eine Last auf seinen Armen trug; dieser schlanke Leib schien doch nicht so leicht zu wiegen, wie Guntram gemeint hatte, da er ihn an seine Brust emporgehoben. Und seltsam — immer meinte er trippelnde Schritte neben sich und hinter sich zu hören; doch wenn er sich umblickte, sah er niemand — es täuschte ihn wohl der Schnee, der in Klumpen von den Aesten der Tannen fiel. Dann wieder war es ihm, als faßten Hände sein Gewand, um ihn zurückzuhalten; aber das taten wohl nur die dürren Zweige, die aus dem Dickicht hereingriffen in den Weg. Ein unbestimmtes Grauen befiel ihn, immer schwerer wurde das Mädchen auf seinen Armen, und immer enger klammerte sich Isa um seinen Hals. Sein Atem drohte zu versagen, vor seinen Augen begann es zu flimmern, überall sah er Glut und Feuer, keuchend ging seine Brust, und von Stirn und Wangen troff ihm der Schweiß . . .

Schon war er dem Hagtor seines Hauses nah. Da klang von der Windach her die singende Stimme Uzzos:

„Ich hab ein Maidelein geküßt,
Ju, ha, ho!
Ei, ei, wenn das die Mutter wüßt!

Ju, ha, ho!
Die tät wohl bitter klagen,
Ich aber tät ihr sagen:
Ein rosenroter Mund
Macht selig alle Stund!"

Isa hob das Köpfchen und lauschte. Guntram aber fing zu laufen an; taumelnd gewann er den Hof, drückte hinter sich das Tor zu und stieß mit dem Ellbogen den Riegel vor. Sein Hund kam ihm entgegengesprungen, doch auf halbem Wege stutzte das Tier, stand mit gesträubten Haaren und begann ein heiseres Gekläff. Kaum gelang es Guntrams zornigen Worten, den Hund zum Schweigen zu bringen.

Mutter Sanna erschien unter der Tür, und als sie ihren Sohn und den Gast gewahrte, den er brachte, erschrak sie, daß sie ganz weiße Lippen bekam.

Der Mutter voran trat Guntram in die Stube, und während Mutter Sanna hastig ein Licht entzündete, da es schon dämmerte in dem Raum, ließ Guntram das Mädchen niedergleiten auf die Bank. Schwer atmend richtete er sich auf und drückte die Fäuste auf die Brust; doch ein Blick aus Isas leuchtenden Augen schien alle Müdigkeit und Erschöpfung von ihm zu lösen.

Mit fragendem Blick stand Mutter Sanna vor ihrem Sohn — und Guntram senkte die Augen. Was sollte er der Mutter sagen? Und w i e sollte er alles sagen? Die Zeichensprache, die sich zwischen den beiden ausgebildet hatte, seit Mutter Sanna stumm und taub geworden, reichte wohl aus für das kleine, stille Leben, wie es jeder Tag in diesem Hause brachte — aber nicht für die Erzählung all der wundersamen Dinge, die Guntram seit dem Morgen erfahren hatte. Er suchte der Mutter verständlich zu machen, daß er das Mädchen als eine Verirrte in der Nähe des Saumweges gefunden hätte, und daß sie im Hause bleiben sollte, so lang es ihr gefiele. Mutter Sanna verstand nur halb, was er sagen wollte; aber an den heißen Blicken, mit denen Guntram immer wieder das Mädchen suchte, merkte sie wohl, wie es stand um ihren Sohn. Sie seufzte. Ohne ein Zeichen zur Antwort zu geben, streifte sie das Mädchen mit scheuem Blick und begann in Unruh den Tisch zu bestellen.

Guntram setzte sich dem Mädchen gegenüber und wollte

sprechen; da pochte es draußen am Hagtor. Isa horchte auf; Guntram aber furchte die Brauen und tat, als höre er das Klopfen nicht. Es pochte wieder und wieder, man hörte Uzzos rufende Stimme, der Hund schlug an — dann wurde es draußen wieder still. Uzzo hatte sich entfernt; er mochte wohl glauben, daß Guntram noch nicht zu Hause wäre — und Mutter Sanna konnte ihn ja nicht hören.

Guntram atmete auf; hastig streckte er die Hand über den Tisch und faßte Isas Hand. „Gelt? Hier ist ein gutes Bleiben?"

Sie nickte und lächelte ihn an.

„Und wie lange," fragte er stammelnd, „wie lange wird es dir wohl gefallen bei uns?"

Da wurden ihre Augen so ernst, daß er fast erschauerte vor der rätselvollen Gewalt dieses Blickes.

„Wie lange?" wiederholte er flüsternd.

„So lange, bis du mich zwingen wirst, zu gehen!"

Alles Blut schoß ihm zu Herzen vor jäher Freude; dann würde sie immer bleiben, immer, immer! Wie sollte er sie, um deren Bleiben er zitterte, jemals zwingen können, zu gehen? Kann denn ein Mensch sein Glück verjagen wollen, nach dem er dürstet in heißer Sehnsucht? Nun ist es ihm geschenkt wie durch ein Wunder — nun will er es auch halten, fest, mit beiden Armen!

Mutter Sanna trat in die Stube und setzte die hölzerne Platte mit den duftenden Forellen auf den Tisch. Drei Forellen! Das hatte Uzzo gut gemacht — just, als hätte er erraten, daß im Jägerhaus ein Gast erscheinen würde!

Mutter Sanna begann ihr stummes Gebet, Guntram sprach mit leiser, vor Erregung bebender Stimme den Abendsegen, und auch Isa erhob sich und faltete die Hände, wie sie es an den beiden anderen sah. Als Mutter Sanna das bemerkte, atmete sie auf und wurde ruhiger. Sie begann sogar, als man bei Tische saß, das Mädchen freundlich und bald mit offenem Wohlgefallen zu betrachten.

Guntram brach ein weißes Brot entzwei und reichte Isa die eine Hälfte. „Das hat die Mutter für Lichtmeß gebacken!" sagte er.

Lächelnd nahm Isa das Brot; doch als sie es zum Munde führen wollte, bemerkte sie, daß es mit Kümmel bestreut war. Und ohne von dem Brot zu essen, legte sie es auf den Tisch zurück.

Mutter Sanna gewahrte es nicht, und Guntram sah nur in Isas Augen.

Wäre aber die alte Heilwig, Uzzos Mutter, am Tisch gesessen, die hätt' es wohl bemerkt, daß Isa das Brot mit dem Kümmel nicht essen konnte, und hätte seltsame Augen dazu gemacht; denn die alte Heilwig war gar wohl erfahren in mancherlei Dingen . . .

3.

Früh am nächsten Morgen zog Guntram aus auf die Wildhut. Aber er hatte ein böses Wandern. Ueber Nacht war reichlicher Schnee gefallen, und noch immer wirbelten die Flocken in dichter Menge. So lang er in der Dämmerung des Morgens und in dem wirren Gestöber sein Haus noch gewahren konnte, blieb er immer wieder stehen und blickte zurück. Das Herz war ihm zum Springen voll. Er hatte die ganze Nacht kein Auge geschlossen. Angekleidet saß er bis zum Grauen des Tages in seiner Kammer, die im oberen Geschoß des Hauses lag. Nebenan teilte Isa die große Stube mit Guntrams Mutter. Und da schlich er immer wieder an die Tür und lauschte heiß pochenden Herzens. Als der Morgen kam, fiel es ihm schwer, das Haus zu verlassen. Und dennoch konnte er nicht bleiben. Die Sehnsucht hielt ihn fest, aber die Unruh trieb ihn hinaus ins Freie.

Nun wanderte er dahin durch das weiße Gestöber, das so dicht war, daß Guntram kaum auf hundert Schritte zu sehen vermochte.

Es trieb ihn zur Trischuba hinauf, um das Rätsel von Isas Herkunft zu lösen. Vielleicht auch, daß er noch helfen und retten konnte! Aber auf halbem Wege schon mußte er wieder umkehren, denn er versank oft bis an die Schultern im Schnee. Und je höher es hinaufging, desto tiefer mußte der Schnee noch liegen. Dort oben konnte kein Leben mehr bestehen, alles mußte verschneit und verschüttet sein. Guntram sah wohl ein, daß eine Spur des Geschehenen dort oben erst zu finden wäre, wenn der Föhn die Wege öffnete — oder niemals wieder!

Als er auf dem Rückweg in die Nähe der Sennhütte kam,

deren Dach schon wieder dicht mit Schnee bedeckt war, wollte er die erlegten Füchse suchen, an die er tags zuvor in der Sorge um das Mädchen nicht mehr gedacht hatte. Aber er fand sie nicht; der fallende Schnee hatte sie wohl begraben — auch kam ihm die Stelle, wo er den Schuß getan zu haben meinte, völlig verändert vor — er fand sich nimmer zurecht. Endlich gab er das Suchen auf und trat in ungeduldiger Eile den Heimweg an. Er pflegte sonst, auch bei Schneesturm und Ungewitter, den ganzen Tag im Bergwald zu verbringen. Jetzt zum erstenmale kam er um die Mittagszeit nach Hause.

Als er die Stube betrat, bannte ihn die Ueberraschung auf der Schwelle fest. War das wirklich Isa, die vornehme Fremde, die sich vom Spinnrad erhob und ihm lächelnd entgegenkam? Nein! Das war ein Kind der Berge, anzusehen wie ein jung erblühtes Almenröslein, so frisch und duftig! Als er die erste Ueberraschung überwunden hatte, erkannte er das Kleid, das Isa trug; es war das Brautkleid seiner Mutter, das seit langen Jahren in einem Kasten verwahrt gehangen. Und wie gut ihr das kurze, braune Röcklein und das rote Mieder stand! Schneeweiße Linnenärmel bauschten sich um die Schultern, und zierlich umschloß das Spitzenkräglein den schlanken Hals. Das üppige Goldhaar war zu straffen Zöpfen geflochten, die gleich einem Krönlein um die Stirne lagen; doch unter den Zöpfen hatten sich hundert kleine, widerspenstige Ringeln hervorgestohlen und zitterten um die Schläfe und um die rosigen Ohren wie ein sonniger Schein.

Isa selbst schien ihre Freude an dieser neuen Tracht zu haben; denn sie faßte mit den Fingerspitzen das Röcklein und drehte sich vor Guntram lachend im Kreis, als wollte sie sagen: „Bin ich nicht schön? Nun? Wie gefall ich dir?"

Eine Antwort brauchte er nicht zu geben — sie war in seinen leuchtenden Augen zu lesen. Und Mutter Sanna stand daneben mit strahlendem Gesicht; Isa hatte das Herz der alten Frau im Flug gewonnen; jetzt schien für Mutter Sanna nichts Holderes mehr auf Erden zu leben, als der unerwartete, zuerst mit Schreck begrüßte Gast, der in ihr Haus gekommen. Mit der Zunge lallend und mit flinken Händen sprechend, erzählte sie ihrem Sohn, wie sie mit dem Mädchen durch das ganze Haus gegangen, von Schrein, zu Schrein, von Truhe zu Truhe, wie Isa das sorgsam aufbewahrte Gewand gefunden, von dem sie sich nimmer trennen

wollte. Und seltsam — Mutter Sanna wäre als Bräutlein doch nicht so schlank und fein gewesen, wie Isa, und dennoch hätte das Gewand dem Mädchen gepaßt wie angegossen. Zu dieser stummen Geschichte, bei welcher Mutter Sanna gar drollig mit den Händen gaukelte, lachte Isa wie ein fröhliches Kind, und manchmal sprach sie mit ihren eigenen kleinen Händchen dazwischen, so kundig und deutlich, als hätte sie die Zeichensprache schon seit Jahr und Tag erlernt. Nun klatschte Mutter Sanna die Hände ineinander, streckte sie wieder in die Höhe und verdrehte lachend die Augen; sie wollte damit zu Guntram sagen: „Jetzt kommt aber erst die Hauptsache! Da wirst du Augen machen!" Sie faßte ihren Sohn beim Arm und führte ihn vor das Spinnrad. Achtsam griff sie nach dem Faden, zog ihn lang von der Spule, ließ ihn spielend durch die Finger gleiten und hielt ihn Guntram hin, damit er ihn befühle. Der Faden war so fein und glatt gesponnen wie ein Haar und schimmerte wie Silber. Guntram wagte ihn kaum anzugreifen, aus Furcht, er könnte ihn zerreißen. Mutter Sanna aber spannte und schnellte den Faden, um ihrem Sohn zu zeigen, wie fest das Gespinnst bei aller Feinheit wäre. Ihre Wangen glühten vor Freude. Sie tippte den Finger an ihre Stirne, schüttelte Kopf und Hände . . . „Solche Kunst versteh ich nicht!" . . . und deutete auf Isa.

„Mädchen? Diesen Faden hast du gesponnen?" fragte Guntram staunend.

Isa nickte lächelnd.

„Da glaub ich freilich, daß du das Herz meiner Mutter gewonnen hast!" Er blickte auf Mutter Sanna, die in freudiger Bewunderung noch immer mit dem Faden spielte. Guntrams Augen wurden feucht, und er streckte dem Mädchen die beiden Hände hin. „Gelt, Isa! Sei gut mit meiner Mutter! Die alte Frau hat viel Herzeleid tragen müssen. Und schau, da darf man ihr ein wenig Freude schon vergönnen!"

Isa sprach nicht; aber sie ging auf Mutter Sanna zu, legte den Arm um den Hals der alten Frau und streichelte ihr die faltige Wange.

Draußen hatte das Schneegestöber nachgelassen, die Wolken klüfteten sich, und hell fiel die Sonne in die trauliche Stube . . .

Als Guntram nach Mittag wieder das Haus verließ, um in den Bergwald hinauszuziehen, gaben ihm Mutter Sanna

und Isa das Geleite bis zum Hag. Hier plauderten sie ein Weilchen, bis Guntram selbst, um der strengen Kälte willen, die Frauen zurückschickte in das Haus.

Er wartete noch, bis das Tor geschlossen und von innen der Riegel vorgeschoben war.

Als er nun weiterschreiten wollte, stand Uzzo vor ihm. Der Fischer war wohl lange schon in der Nähe gewesen, und dem Jäger entging die seltsame Erregung nicht, die in Uzzos Zügen spielte.

Guntram furchte die Brauen.

Da trat Uzzo auf ihn zu, faßte den Arm des Jägers und fragte leis und hastig: „Jäger? Sag mir, wer ist das schöne Maidlein?"

„Ein Geschwisterkind meiner Mutter."

Uzzo blickte verwundert auf. „Seit wann hat deine Mutter Geschwister?"

Guntram errötete. Aber seine Stimme klang rauh und heftig: „Was kümmert's dich!" Er rückte die Armbrust höher und schritt ohne Gruß davon. Aber schon nach wenigen Schritten blieb er wieder stehen und blickte sich um. Uzzo stand noch immer auf der gleichen Stelle. Da ging der Jäger auf ihn zu. „Ich will dir etwas sagen . . ."

„Und was?"

„Du tätest mir einen Gefallen, wenn du nicht mehr in mein Haus kämst, bis Frühjahr wird!"

Uzzos Lippen wurden schmal. „Und warum nicht?"

„Die Maid in unserem Haus hat Vater und Mutter verloren. Sie ist krank vor Herzeleid und will keine Leut sehen!"

„Gut, so will ich warten, bis Frühjahr wird!"

Sie gingen auseinander. Als Guntram das Dickicht erreichte, stellte er sich hinter einen Föhrenbusch und wartete, bis Uzzo in der Senkung des Tals verschwunden war.

Das war noch nie geschehen, daß der Fischer den Heimweg antrat, ohne mit seiner hellen, klingenden Stimme ein fröhliches Lied zu singen. Jetzt zum erstenmal blieb Uzzo stumm.

„Es hat ihm das Singen verschlagen!" murmelte Guntram, während er die Fäuste ballte und mit funkelnden Augen hinunterspähte ins Tal. „Aber eine Weil hab ich Ruh vor ihm . . . und bis Frühjahr wird, will ich mein Glück schon versichern mit einem Riegel, den keiner mehr auftut!"

Er atmete tief und schüttelte den Kopf, als möchte er die quälende Sorge, die auf ihn gefallen, wieder abwerfen. Dann wanderte er raschen Schrittes dem Bergwald zu.

Tage und Tage vergingen.

Uzzo hielt Wort und ließ sich im Jägerhause nicht mehr blicken. Manchmal aber, wenn Guntram an einem Abend früher als gewöhnlich heimkehrte, sah er auf einer fernen Anhöhe in der Nähe des Windachlaufes den Fischer stehen, unbeweglich wie aus Stein gemeißelt, das Antlitz nach dem Jägerhaus gerichtet.

Guntram lächelte dazu. Alle Eifersucht war ausgelöscht in seinem Herzen, denn in seinem Hause wohnte das sonnige, schattenlose Glück. Wohl fehlte an diesem Glück, damit es vollkommen wäre, noch ein Letztes. Immer und immer wenn er an der Seite des Mädchens saß, oder mit ihm in Haus und Hof umherging, lag auf seinen Lippen die Frage: „Isa, willst du mein Weib sein?" Doch immer wieder hielt ihn eine ihm selbst unerklärliche Scheu zurück, das entscheidende Wort zu sprechen. Aber er fühlte wohl, daß ihm das Mädchen gut war, von Herzen gut; und so konnte er geduldig warten, bis die richtige Stunde käme. Die Sorge, daß Isa sich eines Tages an alles Vergangene erinnern und nach ihrer Heimat verlangen möchte, war längst von ihm gewichen. Er hütete sich wohl, die Erinnerung in ihr zu wecken, und sie selbst sprach nie ein Wort, dessen Sinn über die Stunde zurückreichte, in der sie das Jägerhaus betreten hatte. Sie schien sich in der traulichen Stille des einsamen Hauses so zufrieden und glücklich zu fühlen, daß sie an anderes nicht dachte, nach anderem nimmer verlangte. Alles, was sie umgab, auch das Kleinste und Unscheinbarste, machte ihr Freude, so daß sie heiter und lächelnd dahin lebte wie ein fröhliches Kind, das noch keine Sorge und keinen Kummer des Lebens kennen lernte und keinen Wunsch empfindet, den der nächste Augenblick nicht erfüllen kann.

Mutter Sanna lebte bei dem sonnigen Frohsinn, mit dem das Mädchen sie umgab, völlig auf, als wäre ihr die entschwundene Jugend halb zurückgekehrt. Und wie gut es Mutter Sanna jetzt hatte! Nun konnte sie die langen lieben Tage mit stillvergnügtem Lächeln hinter dem Spinnrad sitzen und unermüdliche Versuche machen, einen so feinen Faden zu spinnen, wie ihn das Mädchen spann. Denn alle Mühe für das

Haus hatte Isa ihr abgenommen. Mutter Sanna war doch auch immer eine tüchtige Schafferin gewesen und hatte sich auf die Arbeit wohl verstanden; aber so blank und feiertäglich, wie jetzt an jedem Morgen, hatte es im Jägerhaus noch niemals ausgesehen. Und wie flink die Arbeit von Isas kleinen Händen ging! Kaum hatte sie etwas begonnen, da war's auch schon getan — als könnte sie hexen und zaubern. Völlig staunen mußte Mutter Sanna über all die nützlichen Künste, welche Isa zu üben wußte — Künste, vor denen sich die alte Heilwig mit ihren Sprüchen und Wundermitteln hätte verkriechen müssen! Aus allerlei Wurzelstücken formte Isa wunderlich gestaltete Alraunen und Puzzelmännchen und stellte sie hinter den Herd in die Mauernischen; da brannte nun das Feuer ohne Rauch, so schön und rein, wie die Flamme einer Wachskerze. Auf den nahen Berghalden holte sie dürre Kräuter unter dem Schnee hervor und mischte sie unter das Futter, das der Kuh und den beiden Ziegen im Stall gereicht wurde; die Tiere bekamen ein Aussehen, so glänzend, als wären sie auf der Sommerweide, und gaben köstliche Milch in Hülle und Fülle. Aus dem Walde brachte sie Körner heim, die von den Hühnern gierig aufgepickt wurden — und da begannen die Hennen Eier zu legen mitten im Winter, als wäre schon warmes Frühjahr.

Auch Guntram bekam zu staunen. Denn Isa lehrte ihn eine ‚Witterung' bereiten, die das Raubwild von weit her in die von Guntram aufgestellten Fallen lockte. Der Jäger gewann nun in einem einzigen Monat von Mardern, Luchsen und Ottern so viel an edlem Rauchwerk, als er seit seines Vaters Tod in allen Wintern zusammengenommen nicht erbeutet hatte; ein merkwürdiger Zufall schien es ihm, daß niemals ein Fuchs in die gestellten Fallen ging.

Eines Tages kam Guntram ganz untröstlich nach Hause: der gute Bogen seiner Armbrust war zerbrochen; da zeigte ihm Isa, wie man Eibenholz im Feuer härten müsse, um es federkräftig zu machen wie Stahl. Ein andermal saß Guntram zu Hause und schnitzte aus Birkenmaser neue Bolzen für seine Armbrust; doch die Adlerfedern, die er besaß, reichten nicht, um alle Bolzen zu fiedern; da brachte ihm Isa eine weiße Feder, die sie aus dem Daunensaum des Gewandes gezogen hatte, das sie an jenem ersten Tag getragen.

„Nimm," sagte sie lächelnd, „und fiedere den Pfeil!"

Guntram tat es, und solch einen Bolzen hatte er noch nie besessen, nie gesehen! Wie eine Schwalbe flog der Pfeil, weit und hoch, und nie verfehlte er das Ziel — nur ein einziges=mal. Und da war auch der Pfeil verloren. In der Morgendämmerung hatte Guntram auf einen flüchtigen Fuchs geschossen. Er glaubte sicher gezielt zu haben, aber das Raubtier, als wär' es unversehrt, verschwand im dichten Gebüsch. Guntram suchte den Bolzen, aber er konnte ihn nicht finden, und da meinte er, daß er den Fuchs doch wohl getroffen hätte. Er ging nach Hause, holte die Wela, seine braune Bracke, und setzte den Hund auf die Fährte. Eine heulende Jagd begann, kreuz und quer in dem verschneiten Föhrendickicht. Guntram sprang dem Laut des Hundes nach, bald hierhin, bald dorthin, aber nie gelang es ihm, den vom Hunde gehetzten Fuchs zu erblicken. Schließlich entfernte sich die Jagd gegen den Fuchsgaden, eine tiefe Berg=schlucht, in der das Geläut des Hundes verstummte. Guntram verfolgte Welas Fährte, die zu einem steil in die Tiefe ziehen=den Felsloch führte und darin verschwand; der Hund mußte dem Fuchs in den Bau nachgefahren sein. Stunde um Stunde verging, doch die Wela erschien nicht wieder; vergeblich wartete Guntram bis zum Abend. So war mit dem guten Pfeil nun auch der gute Hund verloren.

Dem Jäger war bitter leid um das treue Tier, und doch wieder war es ihm fast willkommen, daß der Hund nicht mehr zurückkehren sollte ins Jägerhaus. Denn Wela war all die Tage her ein rechter Störenfried gewesen; der Hund allein wollte das Glück, das im Jägerhaus eingezogen, nicht er=kennen und teilen. So oft er Isa erblickte, kläffte er sie an und stand mit funkelnden Augen und gesträubten Haaren. Guntram, der den Hund in früheren Zeiten nie geschlagen, mußte nun häufig zur Peitsche greifen; doch weder Schläge noch gute Worte änderten die Art des Hundes; er ließ wohl das laute Kläffen, aber er wurde nur scheuer, schlich, wenn Isa den Hof betrat, in seine Hütte, streckte die Schnauze hervor und knurrte.

Als nun Guntram ohne den Hund nach Hause kam und in die Stube trat, fand er Isa allein. Sie erhob sich vom Spinn=rad und kam ihm entgegen.

„Denke dir, Isa," sagte er „heut hast du einen Feind verloren . . . den einzigen, den du hattest."

Ihre Augen blickten ernst und schillerten in der Dämmerung wie grünes Glas.

„Die arme Wela ist in einem Fuchsbau geblieben."

Sie nickte so seltsam, daß er sie betroffen anschaute; das schien ja fast, als hätte sie schon gewußt, was mit dem Hunde geschehen. Aber da lächelte sie schon wieder, legte die Hände auf seine Schultern und fragte: „Ist dir leid um das böse Tier?"

Er schüttelte den Kopf und zog ihre Hände an seine Brust: „Nein, Isa, nein, nein! Ich bin ja selber schon der Wela feind gewesen . . . weil sie dir nicht gut war! Glaub nur, ich hätt's nimmer lang mit angesehen . . . ich hätte den Hund noch abgetan! Ich mein', ich könnt alles tun . . . für dich!"

Sie lachte, und ihre Augen strahlten ihn an, groß und leuchtend.

„Isa!" stammelte er.

Da fuhr ein dumpfer Stoß um das Haus, daß die Türen zitterten; ein mächtiges Rauschen folgte.

Sie hob das Köpfchen. „Was ist das?"

„Der Frühling . . . er hat den ersten Föhn geschickt!"

„Der Frühling? Der die Blumen bringt . . ."

„Die Blumen und . . . und noch eins!"

„Noch eins?" fragte sie lächelnd.

„Weißt nicht, was ich mein'? . . . Weißt es wirklich nicht? . . . Isa . . ." Die Stimme versagte ihm, und seine Hände begannen zu zittern.

Da ging die Tür auf. Mutter Sanna trat in die Stube und brachte Licht. In stummer Freude deutete sie nach der Mauer, die der Föhn in wachsenden Stößen umfuhr.

Guntram ließ die Hände des Mädchens fallen und wandte sich tief atmend ab. Isa ging zum Spinnrad, ließ die Spule schnurren und zog den Faden. Während Mutter Sanna das weiße Linnen über den Tisch breitete, setzte sich Guntram hinter dem Ofen im dunklen Winkel auf die Bank, mit dürstenden Augen an Isa hängend.

Draußen rauschte der Föhn. Es währte nicht lange, so hörte man vom Dach die Tropfen fallen, zu denen der Schnee zerrann.

4.

Tag um Tag nun führte der näherrückende Frühling einen wilden, stürmischen Kampf gegen den weißen Bergriesen, der sich mit seinen Eisarmen an alle Felsen und Bäume klammerte und nicht weichen wollte und doch endlich weichen mußte. Keine Rast in diesem zähen Kampfe Tag und Nacht! Hoch in den Felswänden das Donnern der stürzenden Lawinen, und im Tal das Tosen und Stürmen des Föhns. In diesem Kampfe wurde jeder Baum zu einem Helden, der um sich schlägt mit allen Armen, wie mitten unter Feinden ein mutig aushaltender Krieger, dem von ferne der Führer zuruft: „Wehr dich noch ein Weilchen, wehr dich, sieh, ich komme dir schon zu Hilfe!"

Die Windach schwoll und tobte, daß ihre Wasser über die Ufer schäumten und anzusehen waren wie siedende Milch. Das Tal war schon vom Schnee erlöst, der Bergwald stand in dunklem Grün, und rastlos fegte noch immer der Föhn, unermüdlich schoß die Sonne durch alle Scharten des treibenden Gewölks ihre brennenden Pfeile gegen den hartnäckigen Schnee der hohen Felsen. Ueber alle steilen Gehänge stürzten die Gießbäche, schimmernd und blitzend, als hätten die Berge sich aufgetan und ihre Silberadern aus der steinernen Tiefe an das Licht gehoben.

Noch ein letzter Sturm, der alle Wolkenschleier vom Himmel riß und sein trübes Grau verwandelte zu lachender Bläue. Dann stille, sonnige Tage — und alle Lüfte duftend von frischem Erdgeruch. Schon trieben die Salweiden ihre Sammetkätzlein, und an den Buchen zeigten sich die zarten Knospen.

Dann eines Morgens war am Hagtor des Jägerhauses ein Strauß blühender Veilchen hinter die Klinke gesteckt. Mutter Sanna fand ihn und lief damit zu Isa. „Guntram hat diese Blumen gebracht," sagten ihre flinken Hände, „er hat sie an das Tor gesteckt für dich und ist wieder fortgegangen."

Lächelnd nahm Isa die Blumen, drückte die Lippen auf die blauen Kelche und schmückte mit dem Sträußchen ihr Mieder. Als Mutter Sanna nach einer Weile wieder in die Stube kam, stand Isa vor dem zinnernen Spiegel und betrachtete ihr schmuckes Bild; Mutter Sanna nickte ihr lächelnd zu. „Dreh

dich nur und putz dich," dachte sie, „ich weiß ja doch, für wen du es tust!" Und wieder nach einer Weile sah sie das Mädchen draußen am Brunnen stehen in der hellen Sonne. Isa löste die Zöpfe und schüttelte das Haar, daß es rings um sie herfiel und mit seinen Locken und Wellen im leuchtenden Sonnenschein anzusehen war wie rieselndes Feuer. Wohl eine Stunde blieb sie da draußen, immer in der hellen Sonne und kämmte und strählte, flocht die Zöpfe, löste sie wieder und flocht sie von neuem. Als sie endlich in die Stube trat, meinte Mutter Sanna, so schön und schimmerig wäre Isas Haar noch nie gewesen wie heute.

Früh am Abend — es war der Abend vor der ersten Mainacht — kam Guntram zurück. Lachend trat er unter die Tür und rief: „Sieh doch, Isa, was ich dir gebracht habe! Den ersten Frühlingsgruß!" Er hielt ihr den stattlichen Auerhahn entgegen, den er am Morgen erlegt hatte.

Isa bestaunte den großen Vogel und streichelte das schöne Gefieder; da sickerte Blut auf ihre weißen Finger, und hastig, von jähem Grauen berührt, zog sie die Hand zurück. Mutter Sanna kam herbeigetrippelt und entfernte mit einem Tuch die häßlichen Flecken. Guntram stand dabei und lachte. Nun gewahrte er die Veilchen an Isas Brust. „Die schönen Blumen!" sagte er. „Bist du denn so weit von Haus gewesen? Wo hast du sie gefunden?

„Wo du sie wachsen ließest . . . am Tor!" erwiderte das Mädchen, schon wieder lächelnd. „Ich danke dir, die Blumen haben mir Freude gemacht!"

Guntram erbleichte, aber er sagte kein Wort. Veilchen? Wo hätte er sie finden sollen? Er war zu Berg gestiegen — die Veilchen aber blühten tief im Tal, dort unten bei den Weißdornhecken, die sich um das Gärtlein der alten Heilwig zogen. Er wandte sich ab, warf den Auerhahn in einen Winkel und hängte die Armbrust an den Nagel.

Unter freiem Himmel nahmen sie den Imbiß. Als der Tisch wieder geräumt war, blieben sie auf der Steinbank sitzen. Es war ein wundersamer Abend; lau und klar die Luft; noch war der Himmel gelb von der sinkenden Sonne, und dabei stand der Mond schon hoch, wie ein rundes, weißes Wölklein. Auf der einen Seite des Tales waren die Berge vom blauen Schattenduft umwoben, auf der andern Seite standen sie grell beleuchtet,

so daß man in stundenweiter Ferne jeden Felsblock und jeden Baum zu unterscheiden meinte. Die Windach rauschte zwischen ihren steilen Ufern, daß es tönte wie ein Lied von hundert murmelnden Stimmen, die aus der Tiefe der Erde quollen. Aus einem fernen Gehölze klang in Zwischenräumen der schwermütig gezogene Ruf eines Spechtes, und nahe dem Jagdhaus, im Gipfel einer noch kahlen Eiche, saß eine Nachtschwalbe und trillerte; doch immer wieder unterbrach sie ihr eintöniges Lied; die Lüfte waren ihr noch zu hell, sie wartete auf die Dämmerung.

Vor dem Hagtor klangen Schritte; als Guntram sie hörte, sprang er auf und ging dem Tor zu, um es zu schließen. Doch bevor er den Hag erreichte, trat Uzzo in den Hof; er war schmuck gekleidet, wie an hohem Feiertag, und hatte ein ledernes Ränzlein umhängen.

„Was willst du?" fragte Guntram mit heiserer Stimme.

„Ich hab gemeint, daß ich kommen darf. Es ist ja Frühling worden!" Und an dem Jäger vorüber ging Uzzo auf die Frauen zu.

Mutter Sanna stand auf, begrüßte den Fischer mit freundlichem Händedruck und eilte in das Haus, um einen Stuhl für ihn zu holen. Isa hatte die Hände im Schoß liegen und betrachtete den Gast mit lächelnder Neugier.

„Das ist Uzzo, der Fischer!" sagte Guntram und setzte sich neben Isa.

Uzzo wurde verlegen und wußte nicht, was er mit seinen Händen beginnen sollte; da sah er den Veilchenstrauß an Isas Brust, und brennende Röte flog über sein Gesicht.

Mutter Sanna kam mit dem Stuhl und nötigte den Fischer zum Sitzen; sie griff nach Uzzos Ränzlein, und als sie es schüttelte, hörte man Saiten klingen. Langsam hob Isa das Köpfchen und lauschte. Mit lustigem Nicken griff Mutter Sanna in die Ledertasche, zog die Zither hervor, stellte sie vor Uzzo auf den Tisch und tätschelte dem Fischer ermutigend die Schulter. Sie selbst konnte freilich am Zitherspiel nicht viel Freude haben, denn sie hörte keinen Ton, aber sie wußte, wie gerne Uzzo spielte, und noch mehr, wie gerne Guntram dem Spiel des Fischers zu lauschen pflegte.

„Soll ich spielen?" fragte Uzzo mit einem scheuen Blick auf den Jäger.

Guntram zuckte die Schultern. „Meinethalben brauchst nicht spielen . . . aber wenn du schon meinst, es müßt sein, so spiel halt!"

Uzzo schüttelte den Kopf und legte den Hornring, den er schon an den Daumen gesteckt hatte, wieder ab.

Da griff Isa über den Tisch, berührte die Zither und sagte mit leiser, wie in Erregung bebender Stimme: „Spiele doch!"

Uzzo wurde rot und blaß; mit schüchternem Lächeln blickte er das Mädchen an, stellte die Zither zurecht und begann zu spielen. Er war kein Meister auf der Zither, doch er spielte gut und wußte sein Herz durch die Töne reden zu lassen, die sanft und weich hinausklangen in die stille Abendluft.

Mutter Sanna hatte sich neben Isa gesetzt, hielt die Arme verschränkt und blickte andächtig auf Uzzos flinke Finger. Sie konnte nicht hören, was er spielte; sie sah nur die Saiten schwingen, in ihrem Herzen aber träumte sie ein Lied dazu — jenes Lied, das Guntrams Vater immer gesungen hatte, wenn er emporgestiegen kam zur Alm, auf welcher Sanna als schmucke Sennin hauste.

Guntram saß mit finsterem Gesicht, bald Isa und bald den Fischer mit zornigen Blicken streifend. Und als er sah, wie sich das Mädchen, atemlos lauschend, tief über den Tisch neigte, um den klingenden Saiten näher zu sein, biß er die Zähne übereinander, sprang auf und ging dem offenen Hagtor zu; hier stand er an den Pfosten gelehnt und starrte hinaus in die sinkende Dämmerung.

Je länger Uzzo spielte, desto freier und flinker wurden seine Hände, desto heller, schöner und schmeichelnder klangen die Weisen, die er aus den Saiten lockte.

Isa hatte die glühende Wange in die aufgestützte Hand gelegt; ein träumerisches Lächeln spielte um ihre leicht geöffneten Lippen, unter leisen Atemzügen hob und senkte sich ihre Brust, und ein seltsamer Glanz erwachte in ihren Augen, die in weite, weite Ferne zu blicken schienen.

Allmählich erlosch der letzte Sonnenschein am Himmel, über Tal und Berge breitete sich ein blauer Duft, der alle Linien verschwimmen machte, aus den Schluchten der Windach stiegen zarte Nebel und schwebten, zu langen Streifen auseinanderfließend, sachte über die dunklen Wälder empor, ein Sternlein blitzte auf, dann wieder und wieder eines, aber nur in mattem

Schimmer, denn es leuchtete schon der Mond mit vollem Glanz. Die Heimchen zirpten, und auf der nahen Eiche, deren kahles Gezweig sich gleich einem schwarzen Netze vom mondlichten Himmel abhob, trillerte nun die Nachtschwalbe mit unermüdlichem Eifer, als müßte sie die Oberstimme halten im schwirrenden Spiel der Saiten . . .

Plötzlich verstummten die Klänge der Zither. Eine Saite war gerissen.

„Jetzt hat's ein Ende!" sagte Uzzo traurig.

Seufzend hob Isa das Köpfchen, als erwache sie aus tiefen Träumen. Als sie merkte, was geschehen war, löste sie die Zöpfe, zog drei lange, schimmernde Haare hervor, drehte sie zu einem Faden und reichte ihn dem Fischer. „Da hast du eine neue Saite! Nun spiele wieder!"

Uzzo lachte. „Eine schönere Saite hab ich meiner Lebtag nicht auf die Zither gespannt. Aber ich mein' fast, daß sie nicht klingen wird."

„Spanne sie nur!" sagte das Mädchen.

Uzzo tat es und schüttelte staunend den Kopf; denn der Faden ließ sich spannen wie ein aus Gold gezogener Draht, und als er den Hornring über die wunderliche Saite streifte, gab's einen silberhellen Klang, so weich und süß, daß Uzzos Herz erschauerte. Und seltsam — alle anderen Saiten klangen leise mit. Aber die Heimchen hörten zu zirpen auf, und die Nachtschwalbe ließ ihr trillerndes Lied verstummen.

Guntram, der nicht wußte, was geschehen war, hatte bei dem süßen Klang betroffen das Gesicht gewendet und kam mit zögernden Schritten näher. Isa erhob sich. „Nun spiele!" sagte sie zu Uzzo; und während er in die Saiten griff, als zwänge eine unsichtbare Macht seine Hände, während die Zither zu tönen begann, so wundersam und mächtig, als hätte sie hundert Saiten, als wäre ihr Holz, als wäre der Tisch, auf dem sie ruhte, als wäre alle Luft umher zu melodischem Klang geworden, schritt Isa schwebenden Ganges auf den Jäger zu. Vom Mondlicht übergossen, in schimmernder Schönheit, blieb sie stehen vor ihm. „Komm, Guntram," sagte sie, „jetzt wollen wir tanzen!" Zierlich faßten ihre Hände das Röcklein, und glückselig lachend warf sie das Haupt zurück, daß ihre Haare sich lösten und gleich funkelnden Wellen um ihren Nacken rollten.

„Isa!" stammelte Guntram, dem der Anblick des Mädchens

alle Sinne verwirrte. „Isa!" Und ihm war, als müsse ihm vor Sehnsucht und Verlangen das Herz herausspringen aus der Brust. „Isa!" stammelte er — doch als seine Arme sich streckten, wich sie kichernd vor ihm zurück, flog über den von Tau erschimmernden Rasen hin und wirbelte sich zu den Klängen der Zither im Kreise, daß ihr Röcklein rauschte und ihre Haare hoch aufflatterten, als trüge sie rings um das Haupt einen leuchtenden Schein. Nun plötzlich wieder stand sie stille, schaukelte sich auf den Spitzen der Füßchen, wiegte das Köpfchen und bewegte die Arme, wie im See die Ranken der Wasserrose sich bewegen, wenn ein sanfter Windhauch leichte Wellen treibt. „Guntram, Guntram!" lockte ihre flüsternde Stimme, fast übertönt vom schwebenden Klang der Saiten. Jauchzend, mit ausgebreiteten Armen, eilte Guntram auf Isa zu, doch kichernd, flink wie ein Schlänglein, huschte sie ihm unter den Händen weg und flog über den Rasen und wirbelte sich im Kreis. Nur die Veilchen, die ihr Mieder geschmückt hatten, waren ihm zwischen den Händen geblieben; mit zuckenden Fingern zerriß er das Sträußchen, streute die Blüten in die Luft und eilte der Tanzenden nach, die ihn näher kommen ließ und kichernd wieder floh, bis er sie haschte an ihrem flatternden Haar. Von ihren Lippen zitterte ein leiser Schrei, doch als er sie stürmisch umfaßte, schlang auch sie die Arme um seinen Hals und schmiegte sich an ihn, daß er jede Welle ihres bebenden Körpers fühlte. Und so umschlungen schwangen sie sich zu den wirbelnden Klängen der Zither im Tanz, immer schneller und wilder, bis Isas fliegende Haare den Jäger umstrickten, daß ihm der Atem zu vergehen drohte. Seufzend hielt er inne, aber seine Arme ließen nicht von ihr, und so standen sie aneinandergegossen in seligem Taumel, Leib an Leib und Lippe an Lippe in unersättlichem Kuß.

Dem Fischer sanken die Hände, die Zither schwieg, und nur die goldene Saite tönte noch leise fort. Mutter Sanna, als sie ihres Sohnes Glück gewahrte, weinte in stummer Freude. Uzzo aber erhob sich, zog die Zither vom Tisch und ging dem Hagtor zu. Noch einmal blickte er sich um. Guntram und Isa hielten sich noch immer umschlungen; der weiße Mondschein flutete um sie her, und über ihnen gaukelte ein Glühwurm mit bläulichem Licht. Wankenden Ganges verließ der Fischer den Hof und tastete sich am Hag entlang, denn alles schwamm

vor seinen Augen. Er hatte schon das Ufer der Windach erreicht, als er merkte, daß er in seiner Hand noch immer die Zither trug.

„Du, elendes Holz," klang es in Zorn und Schmerz von seinen zuckenden Lippen, „du hast dazu geholfen!" Schon hob er den Arm zum Wurfe, doch er ließ die Zither wieder sinken, löste die aus Isas Haar geflochtene Saite und wand sie gleich einem Ring um seinen Finger; dann faßte er die Zither, schleuderte sie in die finstere Schlucht der Windach, und während in der Tiefe die Saiten dumpf erklirrten, warf sich Uzzo in wildem Schmerz zu Boden, grub das Gesicht in die Arme und schluchzte, daß ihm das Herz zerspringen wollte.

Es währte lange, bis seine Tränen versiegten. Ein kalter Windhauch, der über seinen Nacken strich, brachte ihn zur Besinnung. Er richtete sich auf und hörte ein Rascheln in allen Büschen, ein Murmeln und Flüstern in allen Bäumen. Erschrocken blickte er zur Höhe; kleine wunderlich gestaltete Wölklein huschten im Mondschein über das Tal, eins hinter dem andern her, alle der gleichen Richtung zu.

„Walpurgisnacht!" stammelte Uzzo, und von jähem Grauen gepackt, floh er talwärts.

Langsam tauchte der Mond hinter die Berge, aber sein Schimmer fiel noch auf die eilig ziehenden Wölklein.

In hellerem Glanze funkelten die Sterne, und am Jägerhause blieb ein Fensterlein erleuchtet bis zum Morgen.

5.

Guntram und Isa waren Mann und Weib geworden. Mutter Sanna hatte Guntrams kleine Kammer bezogen und dem jungen Paar die große Stube überlassen.

Was war das ein Sommer in Glück und Sonne! Jeder Tag eine neue, schönere Freude! Guntrams Glück war wie eine Quelle, die kein Versiegen kannte; er schöpfte und trank, und sein Glück wurde nicht ärmer, nur immer reicher und tiefer. Wenn er bei sinkendem Abend aus dem Bergwald heimkehrte,

sang er mit heller Stimme, denn er wußte, daß Isa ihm entgegenkam und an einem versteckten Plätzchen seiner wartete. Da sprang sie wohl plötzlich aus den rauschenden Büschen hervor, umschlang ihn von rückwärts oder hielt ihm die Augen zu und lachte: „Rate, wer bin ich?"

Einmal bei solcher Frage dachte er an alles Vergangene; und als er ihre Hände niederzog, blickte er sie sinnend an und sagte: „Wer bist du? Wenn ich es nur raten könnte!"

Da wurden ihre Augen ernst und traurig; er aber umschlang sie mit zitternden Armen und flüsterte: „Du bist mein liebes, holdes Weib! Mehr will ich nimmer und nimmer wissen!"

Und sie lächelte wieder.

Kamen sie Arm in Arm nach Hause, so trat ihnen Mutter Sanna unter dem Tor mit lustigem Nicken entgegen und zog sie in die Stube, und da mußte Guntram bestaunen, was die Mutter tagsüber geschafft hatte. Oh, wie fleißig war Mutter Sanna! Den einen Tag saß sie am Webstuhl und klapperte mit dem Rahmen und ließ das Schifflein springen, den andern Tag stand sie draußen auf dem grünen, blumigen Rasen und wusch und bleichte in der Sonne das neue zarte Linnen, das sie aus Isas feinem Gespinnst gewoben hatte. Dann wieder ganze Tage saß sie hinter dem Tisch im Winkel und stichelte und nähte, und wenn die junge Frau die Stube betrat, nickte Mutter Sanna ihr schelmisch lächelnd zu, daß Isa errötete bis über die Stirne. Und die neue Truhe, die Guntram gezimmert hatte, begann sich mit allerlei niedlichem Kram zu füllen, als erwarte man im Jägerhause die Ankunft eines Heinzelmännleins, für dessen Staat man sorgen mußte.

Während Mutter Sanna webte, bleichte und nähte, tat Isa alles, was es in Haus und Hof zu schaffen gab. Dabei aber wußte sie sich immer so schmuck zu halten, daß sie anzusehen war wie aus dem Ei geschält; sie saß aber auch an jedem Morgen, wenn die Sonne über die Berge stieg, wohl eine Stunde lang am Brunnen und strählte im Sonnenschein ihr Haar. Und immer sang sie ein Lied dazu. Mutter Sanna konnte nicht hören, was Isa sang. Doch eines Morgens schlich Uzzo am Jägerhaus vorüber und hörte die singende Stimme. Erbleichend hielt er inne und lauschte mit verhaltenem Atem; doch er konnte die Worte des Liedes nicht verstehen, es klang wie

fremde Sprache, und die Weise tönte so wunderlich, daß sie nicht haften wollte in seinem Gedächtnis. Als das Lied verstummte, seufzte der Fischer, und während er weiterschritt, küßte er das goldene Haar an seinem Finger, und zwei heiße Zähren rannen ihm auf die Lippen.

Im Jägerhause ließ sich Uzzo niemals blicken. Der Mutter Sanna fiel das auf, und eines Tages machte sie ihrem Sohn das Zeichen, das den Namen des Fischers bedeutete, schüttelte dazu die Hände und blickte Guntram fragend an. Er wurde verlegen, aber er zuckte die Schultern und schüttelte den Kopf, als wollte er sagen: „Ich weiß nicht, weshalb er nimmer kommt!" Im stillen dachte er dazu: „Jetzt könnt er meinthalben schon wieder einkehren bei uns." Was hatte Guntram auch jetzt noch zu fürchten von Uzzo? Es lag ja nun sein Glück ‚versichert mit einem Riegel, den keiner nimmer auftat'. Freilich, wie tief in das Herz des Fischers Isas Blick gedrungen war, das konnte Guntram nicht ahnen. Sonst hätte er den Fischer wohl nicht angeredet, als er ihn eines Morgens hoch oben am Quellenlauf der Windach traf.

Uzzo saß neben einem Wassersturz und angelte in einem von Schaum überwirbelten Tümpel. Vor dem Rauschen des niederfallenden Wassers konnte er Guntrams nahende Schritte nicht hören. Doch als er eine Hand auf seiner Schulter fühlte, wußte er gleich, daß es Guntram wäre; er nickte einen stummen Gruß, ohne aufzublicken. Guntram blieb hinter Uzzo stehen und sah dem gaukelnden Spiel der Feder zu, die auf den Wellen tanzte. Nun tauchte sie tief ins Wasser, die Angelrute schnurrte, und eine pfündige Forelle zappelte in Uzzos Schoß. Er löste den Fisch vom Haken, und nun mußte er sich erheben und zurückgehen zu den Bäumen, in deren Schatten er das Lägel verwahrt hatte. Jetzt konnte Guntram sehen, wie verkümmert und zerfallen das Gesicht des Fischers war.

„Uzzo? Bist du krank?" fragte er erschrocken.

Der Fischer schüttelte den Kopf, und seine Augen wichen dem Blick des Jägers aus.

„Aber so sag mir doch, was fehlt dir?"

Uzzo beugte sich zur Erde und ließ die Forelle in das Lägel schlüpfen. „Ich glaub, eine Mahr ist über mich gekommen. Die hat meinen Schlaf gefressen."

„Und deine Mutter Heilwig weiß keine Hilf dagegen?"

„Da gibt's keine!" Uzzo hob das triefende Lägel auf den Rücken, nahm die Angelrute und wollte den Platz verlassen.

Guntram aber vertrat ihm den Weg. „Warum sieht man dich denn gar nimmer bei mir daheim?"

„Ich hab halt viel zu schaffen. Die Klosterleut brauchen Fisch. Es wird viel gefastet im heurigen Jahr. Alle Woch muß ich zweimal liefern."

„Solltest doch einmal kommen und anschauen, wie gut wir hausen miteinander, ich und mein Weib!"

Uzzo schüttelte den Kopf und blickte zur Seite, denn die Augen wurden ihm feucht.

Guntram schwieg eine Weile; die Bewegung des Fischers war ihm nicht entgangen; und nun fragte er mit gezwungenem Lächeln: „Oder gönnst mir vielleicht mein Glück nicht?"

„Ich gönn dir alles," sagte der Fischer mit schwankender Stimme, „dein Glück und alles! Und wünsch dir nur, daß du dein Glück auch hüten kannst!"

An Guntrams Schläfen schwollen die Adern. „Vielleicht vor dir?"

Uzzo hob das Gesicht und blickte den Jäger lange an mit traurigen Augen. „Nein, Guntram! Vor dir selber!" Ohne Gruß ging er dem Ufer zu, sprang über den rauschenden Bach und verschwand im Schatten des ansteigenden Waldes.

Guntram starrte ihm nach wie versteinert. „Vor mir selber?" Was war nur an diesem verwünschten Wort, daß es ihn getroffen hatte wie ein Stich ins Herz! Schwer atmend ließ er sich auf einen Felsblock nieder und blickte unter brütenden Gedanken in das ruhelose Spiel der Wellen.

Bei sinkender Nacht erst kam er nach Hause. Während der Mahlzeit sprach er keine Silbe. Als aber Mutter Sanna zur Ruhe ging und Guntram mit seinem jungen Weib allein blieb, faßte er Isa bei den Händen, zog sie auf seinen Schoß und stammelte: „Sag mir! Gelt, nein? Ich hab noch allweil nichts getan, was dich verdrießen könnt und unser sonnscheiniges Glück anhauchen mit einem Schatten?"

Sie schüttelte lächelnd das Köpfchen und legte die Arme um seinen Hals.

Stürmisch preßte er das junge Weib an sich. „Und gelt, nein? Das kann doch nimmer geschehen, daß du einen andern lieber haben könntest, als mich?"

Erschrocken fuhr Isa auf. Doch als sie den bangen Blick seiner Augen und das Zittern seiner Lippen sah, lächelte sie wieder, küßte seine furchige Stirn und deutete nach der Fackel, die an der Mauer in einem eisernen Ringe stak und mit schöner Flamme brannte. „Wie dort das Feuer, so heiß und rein ist meine Lieb zu dir!"

„Isa!" Er schwieg und suchte ihre Lippen — —

Tage und Monden vergingen, die Blumen des Sommers verblühten, an den Bäumen begann das Laub zu welken, und über die Berge fiel der erste Schnee. Das Glück im Jägerhaus hatte aber keine wechselnde Jahreszeit — es war wie bleibender Frühling. Guntram tat, was er seinem jungen Weib an den Augen abzusehen vermochte, und er schien bekümmert und von Unruh gequält, wenn ein Tag verging, an dem er nicht eine neue Freude für Isa ausgesonnen hatte. Wohl fiel ihm so manches am Wesen des jungen Weibes auf, was ihn betroffen machte, was ihm rätselhaft und unerklärlich schien, aber gewaltsam unterdrückte er jeden grübelnden Gedanken, mit eisernem Willen verbarg er jede Unruh, die in ihm erwachte, und niemals kam eine Frage über seine Lippen.

In den letzten Tagen vor Lichtmeß verließ er das Haus nicht mehr. Denn er wollte nicht ferne sein, wenn Isas schwere Stunde käme.

Nun war es am Tag vor der Lichtnacht. Isa hütete seit dem Morgen das Lager, und Guntram saß in der Stube und reinigte eine verrostete Otterfalle. Da stürzte Mutter Sanna zur Tür herein und deutete ihm durch Zeichen an, daß er laufen solle, was er nur laufen könne. Der Schreck fuhr ihm in alle Glieder, und es währte eine Weile, bis er sich erheben konnte. Dann rannte er barhäuptig davon. Den zwei Stunden talwärts führenden Weg zum Haus des Fischers legte er in einer Stunde zurück. Triefend von Schweiß und atemlos trat er in den Hausflur. Uzzos Mutter stand am Herd und wollte just ein Feuer schüren.

„Mutter Heilwig," keuchte er, „ich bitt euch tausendmal, kommet nur gleich zu meinem Weib!"

„So? So?" nickte die Alte. „Ist's an der Zeit?" Sie humpelte in die Stube und kam zurück, warm vermummt und mit einem dicken Bündel.

Nun stiegen sie aufwärts durch den knirschenden Schnee.

Die Gemächlichkeit, mit welcher Mutter Heilwig Schrittlein um Schrittlein setzte, brachte den Jäger fast zur Verzweiflung. Aber sie tröstete ihn mit guten Sprüchen. „Tu dich nicht sorgen," sagte sie, „all Ding muß seine Weil haben!" Oder: „Kein Baum fallt auf den ersten Streich, jeder braucht seine hundert Hieb." Oder: „Wenn das Wasser den ersten Waller tut, ist das Süpplein noch lang nicht fertig!" Oder: „Hast den Gockel schreien hören? Er schreit noch zweimal, bis Tag wird!"

Aber ihre langen Sprüche machten den Weg nicht kürzer. Als die beiden bei Einbruch der Dämmerung das Jägerhaus erreichten, kam Mutter Heilwig richtig schon zu spät, um die nützlichste von ihren Künsten zu betätigen. Ein niedliches Dirnlein, kaum zwei Spannen lang, schlummerte schon in der Wiege, und Mutter Sanna hatte den Kopf verloren, glücklicherweise erst, als sie ihn nimmer brauchte. Der alten Heilwig blieb nicht mehr zu tun, als über die Wöchnerin den Fieberbann zu sprechen und die Wiege mit allerlei Sprüchen und Zeichen zu feien, damit die Truden und Mahren keine Macht hätten über das Kind, und damit nicht eines Morgens statt des schmucken Dirnleins ein häßlicher Wechselbalg mit unförmlichem Weichselzopf in der Wiege läge.

Guntram war vor Freude wie von Sinnen. Er streckte immer die Hände nach dem Kind, dessen Gesichtchen wie ein blasses Röslein aus den weißen Kissen der Wiege lugte. Aber er wagte das zarte Dinglein nicht anzurühren. „Schauet nur, schauet," lachte er, „das ist ja heilig das ganze Mutterl! Schauet nur, die goldigen Härlein, die's hat! O du mein Herr, und schauet, ein winziges Mal, wie ein brennendes Flämmlein hat's auf der Stirn!"

„Als wär's ein Alfenkind!" sagte die alte Heilwig.

Das hörte Guntram nicht mehr. Er lag schon neben Isas Lager auf den Knien und überströmte die kalten, leise zitternden Hände seines Weibes mit heißen Küssen und Tränen.

Während der Nacht gingen die Frauen und Guntram nur auf den Zehen im Haus umher. Isa lag in tiefem Schlaf; sie schlief so lange, daß in Guntram schon die Sorge erwachte. Aber die alte Heilwig sagte: „Lasset sie nur, sie überschlaft die Fieberzeit!" Endlich mußte sie doch geweckt werden, denn das Kindlein hungerte und wollte sich nimmer geschweigen lassen.

Isa richtete sich auf, ließ sich von der alten Heilwig das

Kind in die Arme legen und sagte: „Gehet ein Weilchen aus der Stube, ich will allein sein, und kommet wieder, wenn ich Euch rufe!“

Zögernd ging die Alte zur Tür, setzte sich draußen auf die oberste Treppenstufe und schüttelte den Kopf: „Das gefallt mir nicht! Was will sie denn? Warum tut sie das? Nein, das gefallt mir nicht!“

Sie wartete und wartete, aber Isas Stimme wollte sich nicht hören lassen. Bei dem langen Warten kam der alten Heilwig ein wenig der Schlaf; doch gewaltsam überwand sie ihn, und da sie in der Stube noch immer nichts hörte, schlich sie zur Tür und guckte durch eine Klumse. Sie konnte das Lager nicht sehen; nur einen hellen Schein gewahrte sie. Es war doch seltsam, daß das kleine Lichtlein, das in der Stube brannte, eine solche Helle gab! Eine Weile noch wartete Mutter Heilwig, dann öffnete sie die Tür. Die Stube lag in Dämmerschein des trüb und müde brennenden Lichtleins. Heilwig aber stand entsetzt und zitternd, denn das Bett war leer.

Sie wußte kaum, wie sie die Treppe hinunterkam — sie stand mit einmal drunten. Die Stubentür war offen, und Mutter Sanna zündete gerade die sieben Lichtnachtkerzen an; Guntram kam just aus dem Hof herein und schüttelte den Schnee von den Füßen; er hatte vor dem Hagtor zwei Füchse bellen hören, war mit der Armbrust hinausgesprungen, hatte aber nichts gesehen. Und nun stand die alte Heilwig vor ihm, zitternd und schreckensbleich, und stotterte: „Um Jesu Christi willen, Guntram, Euer Weib ist fort und hat das Kindlein mitgenommen!“

Aus Guntrams Händen fiel die Armbrust klirrend auf die Fliesen. Er starrte wie ein Irrsinniger um sich her — richtig, das war die alte Heilwig, die vor ihm stand, und in der Stube zündete seine Mutter, die nichts hörte von allem, was vorging, das siebente Kerzlein an. Nein, er träumte nicht. Ein dumpfer Laut rang sich aus seiner Kehle, und schier mit einem einzigen Satz flog er die steile Treppe hinauf. Doch als er in die Stube stürmen wollte, hielt es ihn fest auf der Schwelle; er rieb sich die Augen, aber was er sah, das blieb und war kein Traum, sondern Wahrheit, die er greifen konnte mit Händen: in sanftem Schlummer ruhte Isa auf ihrem Lager, ein trauliches Lächeln auf den Lippen, das schöne bleiche Gesicht um-

ringelt vom schimmernden Haar, und in ihren Armen schlief das Kind, dessen Händlein noch an der Mutter Brust lagen.

Keuchend kam die alte Heilwig herbeigehumpelt; mit all ihrer Weisheit konnte sie jetzt nichts anderes sehen, als was Guntram sah, und da stellte sie die Augen wie ein Bock, der in die Hürde soll und nicht hinein will.

Unwillig faßte Guntram die Alte beim Arm, zog sie aus der Stube und schloß geräuschlos die Türe. „Heilwig? Seid Ihr denn närrisch worden? Was habt Ihr denn da gemacht und habt mir um nichts und wieder nichts einen Schreck eingejagt, daß ich gemeint hab, es gerinnt mir alles Blut zu Eis!"

„Was ich gesehen hab, das hab ich doch gesehen!" stotterte die Alte.

„Gesehen, ja! Geträumt habt Ihr! Redet, wie war's?"

„Ich hab ihr das Kind an die Brust gelegt, und da hat sie gesagt, sie will allein sein und ich soll hinausgehen aus der Stub . . ."

„Ihr habt wohl geratschet . . . ja, ja, Heilwig, das tut Ihr gerne . . . und da hat sie wohl Ruh haben wollen vor Euch! Und dann . . .?"

„Ich hab mich daher gehockt auf die Stieg und hab so lang gewartet, daß mir der Schlaf schier gekommen ist . . ."

„Schier? So?" brummte Guntram, dem nach allem Schreck die Ruhe wieder kam, daß er fast lächeln konnte. „Jetzt weiß ich schon, wie's gegangen hat! Richtig geschlafen habt Ihr, und das unsinnige Zeug, das Ihr allweil denket, ist Euch im Traum gekommen, und da seid Ihr aufgefahren und hinuntergetrappelt über die Stieg . . ."

Mutter Sanna kam, und als sie die beiden miteinander hecheln sah, blickte sie ihren Sohn mit fragenden Augen an. Aber Guntram schüttelte den Kopf, als wollte er sagen: „Es ist nichts, Mutter!" Leise öffnete er die Tür und spähte in die Stube; Kind und Mutter schliefen in stiller Ruhe. Er winkte den Frauen, daß sie sich entfernen möchten; dann schlich er auf den Zehen an Isas Lager und setzte sich auf den hölzernen Schemel, den die alte Heilwig für sich zurecht gestellt hatte. Er hörte die Treppe knarren, als die Frauen hinunterstiegen. Nun war lautlose Stille in der dämmerig erleuchteten Stube; ganz leise nur flüsterten die tiefen Atemzüge des schlummernden

Weibes. Guntram hätte gerne Isas Hand gefaßt, doch er fürchtete, die Schlafende zu wecken. Einmal bewegte sie sich ein wenig, und da rollte eine schwere Strähne ihres Goldhaars über das Kissen; Guntram faßte sie mit zitternden Händen und legte seine Wange darauf.

Drunten in der Stube, unter den hell brennenden Lichtnachtkerzen, saßen die beiden Frauen am Tisch. Eifrig fuchtelte die alte Heilwig mit den Händen, denn sie wollte Mutter Sanna begreiflich machen, was geschehen war; aber die weise Frau verstand sich viel besser auf das Reden mit dem Zünglein, als auf die Zeichensprache. Mutter Sanna seufzte nur immer und schüttelte den Kopf, und da gab die alte Heilwig ihre nutzlose Mühe schließlich auf und beschäftigte sich mit der Metsuppe, welche Mutter Sanna für die weise Frau gekocht hatte.

Andern Tages wurde das kleine Dirnlein auf den Namen Jutta getauft. Bei der strengen Kälte und dem tiefen Schnee konnte man den Täufling unmöglich nach dem sieben Wegstunden entfernten Kloster bringen. So nahm die alte Heilwig die Nottaufe vor.

Nach dem Taufschmaus trat die weise Frau mit vollgepfropftem Bündel den Heimweg an. Ehe sie den Wald erreichte, an dessen Saum der Fischer seine Mutter erwartete, blieb sie stehen, blickte nach dem Jägerhaus zurück und murmelte: „Wenn ich jetzt nur wüßt: hab ich geschlafen, oder bin ich wach gewesen?"

Sie humpelte weiter und schüttelte immer wieder den grauen Kopf. „Das gefallt mir nicht! Nein, das gefallt mir nicht!"

6.

Nach dem strengen Winter trat der Frühling zeitlich ein, just, als hätte er es eilig, dem kleinen Dirnlein im Jägerhaus die ersten Blumen zu streuen. Die Buchen standen schon in vollem Laub, noch ehe die Ostern fielen; dann brachte ein schwüler Mittag das erste Gewitter.

Im Jägerhause drehte sich alles Leben um das Kind. Isa

— deren Schönheit gereift erschien wie die Schönheit einer Rose, die sich erschlossen — und Mutter Sanna erschöpften sich in Liebe und Sorge für das kleine Wesen. Die Frauen verbrachten mit dem Kinde fast die ganzen Tage im Freien, denn die Räume des Hauses waren kühl, da die schweren Steinmauern der Wärme des Frühlings nur zögernd Einlaß gewährten. War die Arbeit im Hause getan, dann wurde auf der blumigen Wiese für das Kind eine weiche Bärenhaut in der warmen Sonne ausgebreitet, und Isa und Mutter Sanna kauerten daneben im Gras und ergötzten sich in unerschöpflicher Freude an dem drolligen Gezappel des Kindes, an seinem Lallen und Lächeln. War Isa mit dem Kinde allein, dann sang sie ihm ihre seltsam klingenden Weisen vor, löste in der Sonne ihr Haar und ließ die winzigen Händlein des Kindes zausen an den schimmernden Strähnen. Da leuchteten ihre Augen in Glück und süßer Lust.

Karg aber war die Freude gemessen, die Guntram an seinem Kinde genoß. Wenn er bei grauendem Morgen das Haus verließ, schlummerte klein Juttula noch in der Wiege, und kam er bei sinkendem Abend zurück, dann schlief das Kind schon wieder. Kehrte er einmal früher heim und fand das Kind noch wach und nahm es herzend auf den Arm, dann schrie das Dirnlein, als hätt' es Furcht vor dem fremden Gesicht, und streckte die Aermchen nach der Mutter. Ueber all der Zärtlichkeit, mit welcher Isa das weinende Kindlein zu geschweigen suchte, konnte sie wohl vergessen, dem Heimgekehrten den Gruß zu bieten und ihm wie sonst den blühenden Mund zu reichen.

Einmal sagte er: „Ich merk schon, jetzt bin ich der Zweite geworden!"

Isa blickte ihn groß an und wandte sich schweigend zu ihrem Kind.

Da flog eine heiße Röte über seine Stirn. „Mußt nicht harb sein! Lieb' ist halt ein hungrig Ding!"

Sie sah mit feucht schimmernden Augen zu ihm auf und hielt ihm lächelnd auf ihren Armen das Kind entgegen. Er aber schüttelte den Kopf und ging zur Türe. Da stand Mutter Sanna vor ihm; hatte sie auch die Worte nicht hören können, die Guntram gesprochen, so schien sie doch alles zu erraten; Unwille redete aus ihren Augen, heftig schlug sie ein paarmal die Faust an ihre Stirn und lallte mit schwerer Zunge, wie sie

es immer tat, wenn etwas ihren Aerger weckte. Doch Guntram schob die Mutter beiseite und verließ die Stube.

Vor dem Hause setzte er sich auf die Steinbank und starrte empor zum glühenden Abendhimmel. Unter schweren Atemzügen hob und senkte sich seine Brust. „Es ist halt nimmer, wie's gewesen ist!"

Nach einer Weile kam Mutter Sanna und legte die Hand auf seine Schulter; sie rief ihn zur Mahlzeit; doch er deutete an den Mund und schüttelte die Hände: er wollte nicht essen. Die Mutter faßte ihn am Arm, er aber riß sich los und ging zum Hagtor, das noch offen stand. Kummervoll blickte Mutter Sanna ihm nach, dann seufzte sie und ging ins Haus.

Die graue Dämmerung sank, und Guntram stand noch immer an den Pfosten des Tors gelehnt. Nun hob er lauschend den Kopf; vom felsigen Ufer der Windach herüber ließen sich klappernde Schritte vernehmen. Guntram sah eine dunkle Gestalt talabwärts schreiten; doch trotz der Dämmerung unterschied er noch die schwankende Angelrute.

„Er! Und allweil er! In meiner Freud, wie in meiner Sorg, allweil lauft er mir über den Weg!" Das stieß er mit bebenden Worten hervor und ballte die Fäuste. Doch als er Uzzos Schritte verhallen hörte, sank ihm der Kopf auf die Brust. „Vor mir selber, hat er gesagt? . . . Vor mir selber?"

Ungestüm richtete er sich auf, schloß hastig das Tor und eilte ins Haus. Er fand die Stube finster. Isa und Mutter Sanna hatten sich schon zur Ruhe begeben. Als er auf den Zehen in die Schlafkammer trat, die von einem winzigen Oellicht matt erleuchtet war, schlummerte klein Juttula in der Wiege, und Isa lag mit geschlossenen Augen. Lange stand er vor ihrem Lager, aber sie rührte sich nicht. Schlief sie — oder stellte sie sich schlafend? Angekleidet streckte sich Guntram auf sein Bett und verbrachte schlummerlos die Nacht, mit brennenden Augen an Isas stillem Gesichte hängend. Und seine Gedanken gingen im Wirbel durcheinander, wie welke Blätter, die der Wind in den Kessel eines Wasserfalles getrieben: sie steigen auf und sinken und kommen wieder, sie möchten sich lösen aus der wirbelnden Unruh, kaum aber schwimmen sie auf sanfterer Flut, da faßt sie schon wieder das ruhlos stürzende Wasser und macht sie tauchen, steigen und wirbeln — —

Der Morgen graute, und Guntram verließ die Kammer,

ohne ein Auge geschlossen zu haben. Als er aus dem Hause trat, hörte er eine Nachtschwalbe trillern; sie sang immer ein Weilchen, dann verstummte sie, haschte in lautlosem Flug einen Dämmerungsfalter, kehrte auf ihren Zweig zurück und trillerte wieder. Guntram stand und lauschte. Das Lied der Nachtschwalbe erinnerte ihn an jenen seligen Abend, an welchem Isa sein Weib geworden — —

Ein rötlicher Schimmer erwachte am Himmel, die Nachtschwalbe verstummte, und der erste Amselschlag verkündete den nahen Tag.

Zögernden Ganges, den Blick zur Erde gesenkt, schritt Guntram seines Weges dahin. Plötzlich hielt er inne, als hätte ein Gedanke seinen Schritt gebannt. Lächelnd nickte er vor sich hin: „Das wird ihr Freude machen!" Er eilte den durchmessenen Weg zurück, umging das Jägerhaus und wanderte talwärts. Immer seltener wurden die dunklen Fichten, und bald empfing den Jäger ein frisch grünender Laubwald, durch dessen sanft rauschende Kronen die steigende Sonne goldene Fäden spann. Ueber blumige Wiesen führte Guntrams Weg, und zu blühenden Hecken. Im taudustigen Schatten dieser Hecken begann er zu suchen. Aber er hatte das erste Veilchen noch nicht gefunden, da hörte er näherkommende Schritte. Wer da kam, das war ohne Mühe zu erraten — und hastig verbarg sich Guntram im dichten Gebüsch. Er hätte dem Fischer um alles in der Welt nicht begegnen mögen — auf der Veilchenlese! War doch Uzzo auch dem Jäger noch nie auf der Bärenjagd in den Weg gelaufen!

Guntram stand mit verhaltenem Atem, und ein Zittern überlief ihn, als er den Fischer hart am Dickicht vorüberschreiten sah, mit einem dicken Veilchenstrauß auf dem Hut. Erst, als Uzzo im Wald verschwunden war, trat Guntram wieder hervor und begann von neuem zu suchen. Doch ob er auch alle Hecken auf und nieder wanderte, er fand nur wenige, erst halb erschlossene oder schon halb verblühte Veilchen — Uzzo hatte gründliche Lese gehalten.

Das armselige Sträußlein in der sonnverbrannten Hand, trat Guntram endlich den Heimweg an. Er ging den gleichen Weg, den Uzzo gegangen. Und da blieb er mitten im Laubwald betroffen stehen: vor seinen Füßen sah er hundert Veilchen auf dem Pfad zerstreut umherliegen. Da war wohl dem Fischer

der Strauß vom Hut gefallen und hatte sich im Fall gelöst? Schon wollte Guntram über die Blumen hinwegschreiten; doch wieder hielt er inne.

„Wenn ich sie bringe? Wer sieht's den Blumen an, daß er sie gebrochen hat?"

Hastig bückte er sich und begann mit zitternden Händen die Veilchen aufzulesen. Einmal überkam es ihn, als möchte er die Blumen zu Boden schleudern und mit Füßen treten. Doch er tat es nicht. Sorgsam blies er den Staub von den Blüten und hob auch die letzte auf.

Die Morgensonne schien warm, und ehe Guntram das Jägerhaus erreichte, begannen die Veilchen schon zu welken. Als er den Hag betrat, sah er Isa mit gelösten Haaren auf der Wiese neben dem Kinde sitzen, das auf der Bärendecke lag und jauchzend die Aermchen nach der lachenden Mutter streckte. Guntram schlich sich lautlos heran und schüttelte die Veilchen über Mutter und Kind. Isa fuhr erschrocken zusammen, und klein Juttula, der die Blumen ins Gesichtchen gefallen waren, fing jämmerlich zu schreien an.

„Wie magst du das Kind nur so erschrecken!" zürnte Isa, und ohne der Veilchen zu achten, hob sie das weinende Kind empor und begann es unter leisem Gesang auf ihren Armen zu wiegen.

Guntram erbleichte und ein bitteres Lächeln zuckte um seinen Mund. Wortlos wandte er sich ab und schritt dem Hagtor zu.

Als Isa nach einer Weile suchend umherblickte und seinen Namen rief, war er schon zu weit von seinem Haus entfernt, als daß er die Stimme seines Weibes noch hätte hören können. Ziellos wanderte er durch den sonnigen Bergwald empor. Auf einer freien Kuppe warf er sich ins Moos und starrte über das weite Tal. Dichter Wald verdeckte ihm den Ausblick nach dem Jägerhaus, aber der Lauf der Windach drüben über dem Tal lag offen vor ihm. Es war da hinüber ein weiter Weg, und dennoch konnte Guntram am Ufer einen beweglichen Punkt unterscheiden. Das mußte Uzzo sein. „So oft er an mir vorbeigeht, bleibt eine Bitternis hängen an mir," murmelte der Jäger mit bebender Stimme, „als hätt' er einen Fluch getan über mich und mein Glück!" Er hob die Faust, und seine Augen blitzten in heißem Zorn. „Gib acht, Uzzo, gib acht, daß du

mir nicht einmal über den Weg laufst zur unrechten Stund!"

Er nahm die Armbrust auf und stieg den kahlen Felsen zu. Stunde um Stunde wanderte er bergauf und nieder, ohne zu achten, wohin seine Füße ihn trugen. Um die Mittagsstunde merkte er, daß er in den Fuchsgaden geraten war. Hier in der Nähe mußte der Steinbau sein, in dem die arme Wela verschwunden war. Guntram begann die Höhle zu suchen; als er sie erreichte, sah er zwei junge Füchse, die in der Sonne gespielt hatten, in die Röhre fahren. Da wäre ein sicherer Fang zu machen, meinte Guntram, in dem die heiß erwachende Jägerlust alle trüben Sorgen seines Herzens schweigen machte.

Der Grund vor dem Eingang der Fuchshöhle bestand aus groben Felsbrocken, die in lockerem Schutt gebettet lagen. Guntram löste Stein um Stein aus der Erde, so daß allmählich eine tiefe Grube entstand; die Oeffnung bedeckte er mit dünnen, dicht aneinander gelegten Gerten, die er leicht mit Sand überstreute. Dann verbarg er sich hinter einer buschigen Krummföhre und legte die gespannte Armbrust über das Knie, damit er zum Schuß bereit wäre, wenn etwa die alte Feh mit Futter für ihre Jungen käme.

Eine Stunde um die andere verrann, aber die Füchslein wollten sich vor der Röhre nicht mehr blicken lassen. Guntram gedachte das Warten schon aufzugeben, als plötzlich ein schwarzes Schnäuzlein mit zitternden Barthaaren aus der Höhle guckte. Es verschwand, aber schon nach kurzer Weile guckte es wieder hervor, und diesmal etwas weiter, so daß man die kleinen, emsig umherblickenden Aeuglein funkeln sah. Täuschend ahmte Guntram das ängstliche Kreischen nach, das ein junges Häslein hören läßt, wenn es von einem Fuchs oder Marder im Lager überrascht und gefaßt wird. Auf den ersten Laut schon tauchte aus der Röhre der ganze Kopf des Füchsleins hervor, es äugte nach allen Seiten, bewegte hurtig die kleinen, spitzigen Ohren und trippelte ungeduldig mit den Pfoten; jetzt tat es einen flinken Sprung, hinter ihm her schoß das andere Füchslein aus der Röhre — aber da waren sie alle beide schon wieder verschwunden; die Gerten waren gefallen, und die jungen Füchse lagen gefangen in der Grube.

Lachend sprang Guntram aus seinem Versteck und raffte einen wuchtigen Stein von der Erde, um mit ihm die gefangenen Raubtiere zu zerschmettern. Am Rand der Grube aber

ließ er den Stein, den er schon zum Wurf erhoben hatte, wieder sinken. Die Füchslein, die eng aneinander geschmiegt in einem Winkel der Grube kauerten und halb erschrocken, halb neugierig zu Guntram emporblickten, boten ein so drolliges Bild, daß er ihnen kein Leid zu tun vermochte. „Ich will sie mit heim nehmen," dachte er, „das gibt eine Kurzweil für Isa und die Mutter, wenn ich im Hof die Füchslein springen lasse."

Er glitt in die Grube hinunter, doch als er sich vor den Füchsen auf die Knie niederließ, machte ihn der Blick der Tiere ganz betroffen. Ihm war, als hätte er diesen gleichen Blick schon einmal gesehen — in menschlichen Augen! In wessen Augen nur? Er sann und sann — und da sah er sich plötzlich im verschneiten Bergwald stehen, die abgeschossene Armbrust in der Hand, und nahe vor ihm, an einen Baum gelehnt, da stand — —

Heiß schoß ihm das Blut zum Herzen, und unwillig schüttelte er den Kopf, um den Gedanken, der sich ihm aufdrängte, gewaltsam von sich abzuwehren. Es war ja der helle Wahnsinn, was er dachte! Das schöne, sonnige Auge seines Weibes zu vergleichen mit dem Blick eines Raubtiers! Nein! Was dieses törichte, einer Erinnerung gleichende Gefühl in ihm erweckte, war wohl nur der Ausdruck der Furcht, die hier aus dem Blick der gefangenen Füchse sprach, wie damals aus dem Blick des verirrten, von allen Schrecken der winterlichen Berge umdrohten Mädchens; zitternde Furcht in einem Tier und zitternde Furcht in einem Menschenkind — die eine wie die andere kann im starren Auge nur immer die gleiche stumme Sprache reden.

Guntram lächelte. Fast waren ihm die Füchslein lieb geworden um der seltsamen Erinnerung willen, die ihr Blick in ihm erweckt hatte. Flink — aber achtsam, um den jungen Tieren nicht weh zu tun — haschte er sie am flaumigen Fell und steckte sie in den Weidsack, den er wieder auf den Rücken lud.

Nun trat er den Heimweg an. Und während des Marsches mußte er immer wieder lachen: so kribbelten und krabbelten die Füchslein auf seinem Rücken.

Als er den Hof erreichte, sah er Mutter Sanna am Brunnen stehen. Er winkte ihr, drehte sich um und deutete über die Schulter nach dem Weidsack. Neugierig lugte Mutter Sanna hinein, doch erschrocken fuhr sie zurück und humpelte eilig

nach der Tür, wobei sie die Röcke zusammenfaßte, als fürchte sie, daß ihr die Füchslein zwischen die Kleider springen könnten. Guntram lachte so laut und lustig, daß es Isa in der Stube hörte; als sie unter der Tür erschien, deutete Mutter Sanna auf Guntram und schlug kopfschüttelnd die Hand an die Stirne, als hätte sie sagen wollen: „Schau nur, was er wieder für eine Narretei angestiftet hat!" Weiß Gott, das ging über Mutter Sannas Verstand: ein Jäger, der die Füchse schont und hätschelt, statt ihnen den Garaus zu machen mit einem flinken und gesunden Streich!

Zögernd schritt Isa auf Guntram zu, der den Weidsack abgenommen hatte.

„Schau, was ich heimgetragen hab für dich!" sagte er lachend und hob die zappelnden Füchslein aus dem Sack.

Dunkle Röte flog über Isas Wangen, ihre Augen leuchteten auf wie in unerwarteter Freude; sie streckte mit stammelndem Laut die Hände, nahm die jungen Tiere auf den Arm, drückte sie an die Brust und schmiegte kosend die Wangen an das weiche Fell der Füchslein, die sich alles ruhig gefallen ließen, als wären sie jählings zahm geworden.

„Hab ich dir eine Freud gemacht?" lächelte Guntram.

Beim Klang seiner Stimme blickte Isa erschrocken auf; ihre Augen suchten das Haus, dann wieder hingen sie mit feuchtem Blick an Guntram, der befremdet gewahrte, daß Isa bleich geworden.

Zögernd, als könnte sie sich nur schwer von den jungen Tieren trennen, schob Isa sie auf Guntrams Arme und sagte leis: „Trage die Füchse wieder fort!"

„Aber ich seh doch, daß sie dir Freud machen, seh doch, daß du sie ungern wieder hergibst!"

„Trage die Füchse fort!" wiederholte Isa mit bebender Stimme.

„Warum?" Und Guntram furchte die Brauen. „Soll dir denn eine Freud nimmer gelten, bloß deswegen, weil sie von mir kommt?" Er lachte in Zorn. „Was für einer muß denn kommen, und was muß er denn bringen, damit dir's recht ist? Aber so oder so . . . jetzt hab ich die Füchs heimgetragen, jetzt bleiben sie auch!"

„Trage sie fort, Guntram!" klang es mit banger Warnung von Isas bleichen Lippen. „Trage sie fort! Ich will es!"

„Du willst es? So? Ich aber will, sie sollen bleiben! Und was ich will, mein' ich, das wird noch allweil gelten in meinem Haus."

Isa richtete sich auf wie in verwundetem Stolz; und dennoch blickten ihre Augen nicht in Zorn, nur in Trauer und Wehmut, als sie sagte: „Ueber deinen Willen hab ich keine Macht. So mögen die Füchse bleiben! Doch merke dir: ich habe sie nicht gerufen!" Sie wandte sich ab und trat ins Haus.

Guntram starrte ihr finster nach. Auf seinen Armen zappelten die Füchslein, um sich freizumachen. Noch stand das Hagtor offen — Guntram hätte nur die Arme strecken dürfen, und die roten Störenfriede wären zu Boden gesprungen und hätten den Weg ins Weite rasch gefunden.

„Nein und tausendmal nein! Jetzt sollen sie bleiben!"

Er ging auf ein niederes Bretterhüttlein zu und koppelte die Füchse an eine verrostete Kette, die auf der Erde lag. Die Tiere zerrten eine Weile an der Kette hin und her, dann gewahrten sie das runde Loch an der Hundehütte und fuhren hurtig hinein. Guntram hörte, wie sie sich raschelnd einwühlten in das Heu, das einst der guten, treuen Wela zum Lager gedient hatte.

Der Abend dämmerte schon; aber Guntram trat nicht ins Haus; er nahm den leeren Weidsack auf, verließ den Hof und wanderte hinaus in das von dunklen Schatten überflorte Tal.

Im Wipfel einer einsam stehenden Eiche hörte er eine Ringeltaube gurren. Noch niemals in seinem Leben hatte Guntram nach solcher Beute getrachtet; eine Taube zu schießen, das wäre ihm nicht als Jagd erschienen, nein, als Mord.

Jetzt aber schlich er sich lautlos an den Fuß der Eiche, und als er auf einem dürren Ast die Taube sitzen sah, ließ er die Sehne schwirren. Ein kurzes Flattern, und schwer wie ein Stein fiel der Vogel zu Boden. Wohl erbarmte den Jäger die Taube, als er sie aufhob aus dem blühenden Kraut; aber er zuckte die Achseln: „Die Füchs müssen zu fressen haben!"

Er hielt die Taube auf der flachen Hand und betrachtete sie. Das Köpfchen baumelte, die grauen Lider waren halb

über die Augen gefallen, und aus dem offenen Schnabel träufelte Blut. Die Brust, die der Bolz durchbohrt hatte, zeigte schüttere Stellen im Gefieder: es war ein Weibchen, das schon im Neste saß.

Da mußte nun die ganze Brut verderben.

7.

Die Füchse hatten es gut im Jägerhaus. Guntram fütterte sie, daß sie dick und fett wurden. Und bald waren sie auch so zahm, daß sie auf Schritt und Tritt hinter Isa einhertrollten und klein Juttula mit lustigen Sprüngen umkreisten wie abgerichtete Pudel. Mutter Sanna aber war den Füchslein nicht sonderlich gewogen; denn zwischen Guntram und Isa wollte der Hader kein Ende mehr nehmen, und immer waren es die Füchse, die dazu den Anlaß gaben. So meinte Mutter Sanna ein gutes Werk zu stiften, als sie eines Tages die Füchslein von der Kette löste und ihnen das Hagtor öffnete. Aber die Tiere, die sich schon an das Haus gewöhnt hatten, wollten den Weg ins Freie nicht suchen; Mutter Sanna mußte sie jagen und hetzen, bis es ihnen endlich einfiel, zum offenen Tor hinauszuhuschen und im Föhrendickicht zu verschwinden. Vergnügt schloß Mutter Sanna das Tor und humpelte in die Küche, um für den Abend den Imbiß zu bereiten.

Noch vor der Dämmerung kam Guntram nach Hause. Mutter Sanna begrüßte ihn nicht, denn sie fürchtete, er möchte nach den Füchsen fragen. Aber Guntram warf nur einen Blick in die Stube, dann stieg er die Treppe hinauf, kam zurück und trat in die Küche. „Wo ist Isa? Wo ist das Kind?" fragte er mit hastigen Zeichen. Mutter Sanna schüttelte betroffen den Kopf und lief in die Stube; die Wiege war leer.

Guntram war vor das Haus getreten. „Isa! Isa!" rief er mit hallender Stimme, doch keine Antwort kam. Er eilte vor das Hagtor, und wieder rief er den Namen seines Weibes hinaus in den stillen Sommerabend.

Da sah er Isa durch die Büsche einherschreiten; sie trug

das Kind auf dem Arm, und die Füchslein liefen neben ihr.

„Wo bist du gewesen?" fragte er heftig.

„Die Füchse hatten sich verlaufen. Ich habe sie gesucht und gefunden."

„Ich aber will nicht, daß du das Haus verläßt! Hättest du die Füchse laufen lassen, wohin sie wollten."

„Du hast sie ins Haus gebracht, nun muß ich sie hüten!" sagte sie ruhig, schritt am Guntram vorüber und betrat den Hof.

Mürrisch folgte er und schloß das Hagtor. Da sah er an Isas Gürtel etwas silberig Schimmerndes hängen — es waren drei Forellen, denen eine zum Reif gebogene Gerte durch die Kiemen geschoben war. Guntram erbleichte, und hastig vertrat er Isa den Weg.

„Wo hast du denn die Füchse gesucht?" fragte er mit bebender Stimme. „Im Fuchsgaden?"

„Nein, am Ufer der Windach."

„Und da hast du wohl die Füchse, die du suchtest, getroffen, wie sie Forellen fischten?"

„Nein. Die Forellen hat mir einer geschenkt . . ."

„Einer? Warum hehlst du seinen Namen? Sag doch, daß es der Fischer war . . . Uzzo!"

„Uzzo, der Zitherschläger? Nein, der war es nicht! Oder ich hab ihn nicht wieder erkannt. Bei der Brücke bin ich ihm begegnet . . ."

„Begegnet? So? Und ganz zufällig? Sag doch: ja!"

Isa tauchte den Blick in Guntrams Augen. „Ich ververstehe dich nicht!"

„Weib!" knirschte er durch die geschlossenen Zähne und faßte Isas Arm mit so heftigem Griff, daß ein leiser Schmerzenslaut von ihren Lippen klang und das Kind erschrocken die Aermchen um den Hals der Mutter klammerte. Guntram wich zurück und bedeckte das Gesicht mit den Händen. Als aber Isa in das Haus treten wollte, stellte er sich wieder in ihren Weg. „Gib mir die Fische!" Er riß die Gerte mit den Forellen von ihrem Gürtel. „Ich schaffe dir Wildpret jeden Tag. Da braucht dich nach Fischen nicht gelüsten!" Und in Zorn schleuderte er die Forellen über den Hag.

Mutter Sanna war zu spät gekommen, um ihn zu hindern. Sie rüttelte ihn am Arm, sie faßte ihn vor der Brust am Wams, sie schlug die Fäuste an ihre Stirn, sie fuchtelte mit

Händen und Armen, und dann begann sie mit schwerer Zunge zu lallen, denn ihre Zeichen wollten nicht ausreichen für alles, was ihr Herz bedrückte.

Guntram stand wie ein Stock, nagte an den Lippen und starrte vor sich hin.

Seufzend verließ ihn Mutter Sanna und trat in die Stube; klein Juttula lag in der Wiege, neben welcher Isa saß, die verschlungenen Hände im Schoß, die blassen Wangen von Tränen überronnen. Zärtlich schlang Mutter Sanna die Arme um Isa, küßte sie auf die Augen und streichelte ihr das goldige Haar.

Vor dem Haus, auf der Steinbank, saß Guntram in der sinkenden Dämmerung, schwer atmend, die Fäuste auf den Knien. Und drüben vor Welas Hütte hockten die Füchslein in behaglicher Ruhe; das eine leckte an seiner Pfote, das andere putzte die Schnauze. —

Guntram betrat in dieser Nacht die Schlafkammer nicht; er streckte sich in der Stube auf die Ofenbank und verließ das Haus, noch ehe der Morgen graute.

Von diesem Tag an kam für das Raubzeug in Guntrams Wildbann eine gute Zeit; es konnte ungestört auf Beute gehen, denn der Jäger schien kein Auge mehr zu haben für die stumme Sprache der Fährten. Er achtete kaum darauf, wenn er eine Hirschkuh um ihr verlorenes Kalb, eine Rehgeiß um ihr geraubtes Kitzlein schmälen hörte. Nur selten stieg er über den Bergwald empor in das kahle Gestein, wo die Luchse bei den Rudeln der Gemsen ihren blutigen Zehnten erhoben. Fast die ganzen Tage lag Guntram nahe dem Jägerhaus im Gebüsch verborgen, oder er saß im Wald auf einer freien Kuppe, von welcher er sein Gehöft und den Lauf der Windach überblicken konnte. Geschah es, daß er den Fischer aus dem tieferen Tal emporsteigen sah zu den Quellbächen der Windach, so folgte er ihm mit den Augen, bis er ihn verschwinden sah — und verwandte dann keinen Blick mehr vom Hagtor seines Hauses.

Doch niemals konnte er gewahren, daß Isa das Gehöft verließ. Nur Mutter Sanna trat zuweilen aus dem Tor, um die Ziegen von der Weide zu holen oder auf einem nahen Berghang mit der Sichel Gras zu schneiden. Durch viele Stunden oft sah Guntram sein Weib mit Juttula auf der Wiese sitzen, und um sie her spielten die Füchse, die von Isa unzertrennlich

geworden. Da streckte Guntram zuweilen die Arme, als könnte er hinuntergreifen durch die Luft, und vor Sehnsucht traten ihm heiße Zähren in die Augen.

Einmal, es war an einem Abend, als der Sommer schon zum Herbst geworden, da hatte Guntram ein seltsames Gesicht — —

Er hatte auf der Morgenpirsche einen Hirsch erlegt, hatte die schwere Beute auf den Schultern nach Hause getragen und war, da er sich müde fühlte, über Mittag daheim geblieben. Mutter Sanna, die dieses seltene Ereignis auszunützen suchte, fand allerlei in Haus und Hof für ihn zu schaffen; willig verrichtete er, was sie von ihm verlangte. Als dann das Letzte getan war und Guntram in die Stube trat, die vom warmen Schimmer der Nachmittagssonne erfüllt war, sprach ihm das trauliche Bild, das ihm vor Augen lag, mit lockender Stimme ins Herz: Juttula schlummerte in der Wiege, in der, dem Kinde zu Füßen, eines der beiden Füchslein kauerte, regungslos, als ob es wüßte, daß es sich still verhalten müsse, um das Dirnlein nicht zu wecken — und auf der Fensterbank, vom Sonnenschein umflimmert, saß Isa beim schnurrenden Spinnrad und zog mit langsam gleitenden Händen den glitzernden Faden.

Guntram stand und schaute ihr mit stillen Augen zu; je länger er sie betrachtete, desto heißer schwoll ihm das Herz. Er dachte jenes Abends, als sie zu ihm getreten war: „Komm, Guntram, jetzt wollen wir tanzen!" Wie rosig hatten damals ihre Wangen geblüht, wie hell ihre Augen geleuchtet! Und jetzt? Die Wangen so bleich und schmächtig, die Augen überschattet von Trauer und Schwermut! Warum nur? Warum?

„Isa?" stammelte er, streckte ungestüm die Arme und wollte sich an ihre Seite setzen.

Doch plötzlich sprang das zweite Füchslein — war es zu Isas Füßen oder in ihrem Schoß gelegen? — auf die leere Stelle der Bank und verlegte ihm den Platz.

„Muß denn allweil etwas sein zwischen uns!" fuhr es über seine Lippen, und in aufbrausendem Zorn versetzte er dem Füchslein einen Faustschlag, daß es heulend in einen Winkel der Stube flüchtete.

Isa erhob sich. „Weshalb schlägst du das schuldlose Tier?"

„Was hat es denn zu schaffen auf meinem Platz?"

„Wer hat ihm Zeit gelassen, sich an diesen Platz zu gewöhnen?"

Guntram wandte sich wortlos ab und wollte zur Tür gehen: da fiel sein Blick auf die Wiege; das Füchslein, das zu Juttulas Füßen lag, hatte den Kopf erhoben und spitzte die Ohren.

„Allweil und allweil das verfluchte Geziefer," keuchte Guntram, „einmal bei meinem Weib und das andermal bei meinem Kind!" Er sprang auf die Wiege zu, packte das Tier am Hals und schleuderte es zu seinem Kameraden in den Winkel. „Das leid ich nimmer! Die Füchs müssen fort!" Er griff nach Hut und Armbrust. „Bis ich heimkomm, will ich sie nimmer sehen!"

In Isas Augen erwachte ein freudiger Glanz. „Es kann sie nur einer verjagen!" sagte sie mit bebender Stimme.

„Welch einer?" fragte er mürrisch.

„Der sie ins Haus getragen!"

„So! Dann wird der Unfried gleich ein End haben!"

Guntram warf die Armbrust auf den Rücken, ging auf den dunklen Winkel zu, in dem die Tiere hockten, bückte sich und wollte sie fassen. Aber die Füchse drängten sich Kopf an Kopf, schielten mit unheimlich funkelnden Augen zu ihm auf und fletschten die scharfen, blinkweißen Zähne. Hastig zog Guntram die Hände zurück und sagte mit erzwungenem Lachen: „Schau doch, beißen möchten sie mich auch schon!"

Mit raschem Schritt trat Isa an seine Seite. „Du hast doch ihre Zähne nicht gefürchtet, als du sie aus der Grube hobst!"

„Da waren sie noch klein. Jetzt aber sind sie großgefüttert, und Fuchsbisse heilen schwer, das geht wie Gift ins Blut." Er starrte die knurrenden Tiere an. „Wartet nur, ich faß euch schon in der richtigen Stund!" Zornig stieß er mit dem Fuß nach den Füchsen und verließ die Stube, den Blick seines Weibes vermeidend. Große Zähren tropften von Isas Wimpern. Und draußen verhallte Guntrams Schritt.

In Zorn hatte er das Haus verlassen und stieg empor durch den dämmerigen Bergwald. Als er sich der freien Kuppe näherte, auf der er die vielen Tage her so lange Stunden verlungert hatte, hörte er in einer Fichtendickung das knisternde Brechen kleiner Aeste. Er riß die Armbrust von der Schulter, spähte in das wirre Gezweig und sah einen Wolf gegen den

Rand der Büsche schleichen. Als das Raubtier die Blöße überspringen wollte, flog Guntrams Pfeil; mit durchschossenem Rückgrat stürzte der Wolf, richtete sich aber sofort wieder halb empor und erwartete mit glühenden Augen und aufgesperrtem Rachen den Jäger, der, das Weidmesser in der Faust, herbeisprang, um dem verwundeten Tier den Rest zu geben; doch als er sich zum Stoße vorwarf, führte der Wolf mit der Pranke einen Hieb, daß dem Jäger die Klinge aus der Hand flog. Guntram aber lachte nur, packte den Wolf mit beiden Fäusten an der Kehle und würgte ihn mit so wilder Kraft, daß der verzweifelte Widerstand des Tieres bald erlosch. Und als es nun verendet zu seinen Füßen lag, starrte er den mit Geifer behangenen Rachen an und murmelte: „Der hat noch größere Zähn, und ich hab sie doch nicht gefürchtet! Und der hat nur meine Rehkitzen und Hirschkälber gefressen . . .“ er blickte über die Schulter ins Tal, „die da drunten aber fressen mein Glück.“

Müden Schrittes stieg er zur Kuppe empor, setzte sich auf einen Steinblock, stützte die Ellbogen auf die Knie und legte die Wangen auf die blutigen Fäuste.

Er sah sein Haus vom roten Schein der sinkenden Sonne umflossen, als stünd' es in Glut und Flammen. Und da hatte er plötzlich jenes seltsame Gesicht — —

Die Luft war klar und dünn, so daß ihm alles, auch das Fernste, nahe gerückt erschien, als könnt' er es mit Händen greifen. An seinem Hause unterschied er jeden Stein, jeden Kiesel im Hof, auf der Wiese jedes welkende Gras, jedes gelbe Blatt, das von den Obstbäumen niederflatterte. Doch sah er weder seine Mutter, noch sein Kind — nur immer sein Weib. Isa saß auf der Steinbank; das Kleid und die Haare, alles brannte an ihr, und immer strich sie mit den Händen an sich nieder, als wollte sie die Flamme ersticken. Es gelang ihr auch, doch immer von neuem züngelte das Feuer auf! Woher kam es nur? Guntram sah es deutlich — die feuerweckenden Funken sprühten aus dem roten Fell der Füchse, die er spielen sah zu Isas Füßen. Spielen? Nein! Sie rauften sich um etwas: halb war es anzusehen wie eine Taube, halb wie eine Nachtschwalbe — aber das war kein Vogel, Guntram wußte es genau: es war sein Glück, und das hatte einen Mund, halb lachend, halb zuckend in Schmerz, und hatte zwei richtige Menschenaugen, das eine hell und leuchtend, das andere trüb und

schielend. Aber Flügel hatte es, mit Federn wie ein Vogel, und mit ihnen wollte es immer in die Höhe flattern, aber die Füchse zerrten es wieder zu Boden und rissen es in Stücke, die sie verschlangen, eins nach dem andern. Und dabei wurden sie immer größer und dicker — und als sie das letzte Knöchelchen gefressen und das letzte Federlein verschlungen hatten, waren sie so riesenhaft gewachsen, daß sie mit dem Bauch allein schon hinausragten über den Giebel des Hauses. Und da schien es, als wäre der Talgrund nicht mehr fest genug, um diese riesigen Wänste zu tragen; wohin die Füchse ihre Pfoten setzten, brach die Erde zu tiefen Gruben ein. Das Haus erzitterte in allen Mauern, es wankte und barst, der eine Giebel neigte sich zur Rechten, der andere zur Linken, und immer tiefer versank es in den bodenlosen Grund. Mit den Mauern sank die Steinbank, mit der Bank das junge, blühende Weib, so tief, daß nur das brennende Haar und die gerungenen Hände noch über der Erde waren — und nun plötzlich konnte Guntram auch seine Mutter sehen: sie stand in der Küche und versank mitsamt dem Herde und schien es gar nicht zu merken, denn emsig rührte sie in der Pfanne die Suppe für den Abendtisch. Und sein Kind! Schlummernd versank es mit der Wiege, und als es verschwunden war, sah Guntram die kleinen Händchen noch einmal emporzucken aus der Tiefe, als wäre das Kind im Versinken und Ersticken jäh erwacht und höbe hilfesuchend seine Aermchen — nach der Mutter? — nach dem Vater? —

„Mein Weib! Mein Kind! Meine Mutter!" schrie Guntram gellend auf; er war emporgesprungen und stand mit fahlem Gesicht und schlotternden Knien; doch als er die zitternde Hand über die Stirne streifte und irren Auges um sich blickte, glänzte rings um ihn her der stille, leuchtende Abend, und drunten im Tal stand immer noch sein Haus, rot blinkend im Widerschein der Sonne, deren Rand im Sinken schon den Grat der Berge berührte.

Er suchte seine Armbrust und das Weidmesser, zog den Wolf bis zum Rand einer Schlucht und stürzte ihn in die Tiefe. Dann trat er mit hastender Eile den Heimweg an. Wo nur eine Lücke im Wald seinen Augen einen Ausblick gewährte, spähte er nach seinem Haus. Ueber das weite Tal war schon der Schatten gefallen, und die Nebel begannen aus der Windach aufzudampfen — —

Isa saß noch immer auf der Steinbank, die Hände im Schoß, und blickte suchend über die Berge hin. Da sah sie Guntram über eine steile Wiese hastig niedersteigen. Freudige Röte flog über ihre Wangen, als hätte sie gefühlt, daß es ihn heimtrieb zu Weib und Kind, in Sehnsucht und Liebe. Sie sprang auf und eilte zum Hagtor. Als die Füchse, die vor Welas Hütte lagen, Isas Absicht merkten, kamen sie herbeigeschossen und sprangen schmeichelnd an ihr empor. Doch Isa scheuchte die Tiere zurück und öffnete das Tor zu einem schmalen Spalt, um hinauszuschlüpfen. Da fühlte sie sich am Kleid gefaßt — Mutter Sanna stand vor ihr und schüttelte den Kopf, als wollte sie sagen: „Geh nicht fort!"

Isa aber sagte ihr mit Zeichen: „Guntram kommt, ich will ihm entgegengehen!"

Mutter Sanna lächelte und nickte — dabei merkten sie alle beide nicht, daß die Füchse sich wieder herbeigeschlichen hatten und lautlos zum Tor hinaushuschten. Die flinken Tiere waren schon in den nahen Büschen verschwunden, als Isa ins Freie trat und sorgsam hinter sich das Tor wieder schloß.

8.

Schwebenden Schrittes folgte Isa dem Weg, auf welchem Guntram allabendlich heimzukehren pflegte. Leises Rauschen und Murren klang ihr entgegen — ein Seitenbächlein der Windach kreuzte ihren Weg. Schon wollte sie die schmale Brücke betreten, als Uzzo, der Fischer, über das Ufer des Baches emporstieg. Er trug in der einen Hand das Lägel, in der anderen die Angelrute und blickte erst auf, als er schon dicht vor Isa stand. Der jähe Schreck versteinerte ihn fast, nur ein leises Zittern rann über seine Glieder, und auf seiner Stirne wechselte Röte mit Blässe.

„Weshalb erschrickst du vor mir?" fragte sie lächelnd. „Seh ich denn aus zum Fürchten?"

Er atmete schwer und schüttelte den Kopf. In seinen hohl liegenden, kummervollen Augen erwachte ein heißer Glanz.

Betroffen trat sie ein paar Schritte näher; denn nun erst erkannte sie ihn. „Du bist Uzzo, der Zitherschläger?" Sie lächelte wie in träumendem Erinnern. „Ich habe dich damals nicht erkannt, als du mir die Forellen schenktest. Was ist geschehen mit dir? Bist du siech gewesen?"

Er konnte nicht sprechen.

„So rede doch! Was fehlt dir?" sagte sie mit einer Stimme voll herzlichen Erbarmens.

Da ließ er das Lägel und die Gerte fallen, ergriff mit zitternden Händen Isas Hand und stürzte schluchzend vor ihr in die Knie. Erschrocken wollte sie zurücktreten, doch sie konnte ihre Hand nicht lösen —

Auf dem Weg, zwischen dichten Büschen, ließen sich eilende Schritte hören — Guntram kam gegangen. Als er sich der Brücke näherte, huschten dicht vor ihm die Füchse über den Weg, so daß er betroffen den Fuß verhielt. „Die Füchse? Da muß Isa nicht weit sein!" murmelte er. „Was hat sie hier zu suchen? Ohne mich? Bei spätem Abend!" Hastig schritt er der Brücke zu — und wankte, als hätte ein Schlag sein Haupt getroffen. Er fuhr mit der Hand über die Augen, doch was er gesehen, sah er wieder — es wollte nicht in Luft zerrinnen, war keine Ausgeburt seiner fiebernden Sinne: vor ihm sein Weib, ihm den Rücken kehrend, und zu ihren Füßen Uzzo auf den Knien. Guntram wollte nach dem Messer greifen. Aber da sah er, wie Uzzo sich erhob, das Lägel und die Gerte nahm, noch einen heißen Blick auf Isa warf und schweigend davonging.

Isa blickte dem Fischer nach wie einem wandelnden Rätsel. Kopfschüttelnd wandte sie sich der Brücke zu. „Guntram!" stammelte sie, als sie ihren Mann erblickte, und wollte ihm entgegeneilen. Doch Schreck und Grauen bannten ihren Fuß. Guntram? War es denn wirklich Guntram? Wie sah er aus! Sein Gesicht war totenbleich, seine Augen starrten mit irrem Blick, sein Gewand war zerrissen von den Pranken des Wolfes, mit dem er gerungen, seine Brust und seine Hände waren besudelt vom Blut des Raubtiers. So kam er über die Brücke und blieb vor Isa stehen. Das Entsetzen lähmte ihre Zunge.

„Hat dir der Schreck die Red verschlagen?" sagte er mit heiserer Stimme. „Ein andermal mußt klüger sein! Denn tausend Worte können nicht mehr verraten, als das einzige, das

du nicht herausbringst! Aber was braucht's denn noch ein Wort . . . ich hab ja meine Augen!" Er wandte ihr den Rücken und schritt dem Haus entgegen.

Zitternd stand sie und vermochte keinen Fuß zu rühren. Doch als sie ihn zwischen den Büschen verschwinden sah, schrie sie seinen Namen, eilte ihm nach und umklammerte seinen Arm: „Guntram, was ist dir geschehen?"

„Rühr mich nicht an!" keuchte er. „Ich spür deine Hand wie Feuer . . . aber nein, deine Händ müssen sein wie Eis, denn was ein Fischer anrührt, wird naß und kalt!"

Noch immer verstand sie nicht. „Guntram! Befreie mich von meiner Sorge! Was ist dir geschehen? Deine blutigen Hände, dein Gewand . . .?"

„Ach so?" Er besah seine Hände und blickte an sich hinunter. „Und d u sorgst dich um mich? D u?" Seine Lippen verzerrten sich bei rauhem Lachen. „Es könnt wohl sein, daß ein Untier mich angefallen hat und hat mir das warme Herz im Leib zerrissen. Das Tier hat noch schärfere Zähn, als ein Wolf . . . und wenn ich recht mein', heißt es Untreu!"

Jähes Erblassen ging über Isas Züge. Aber sie sprach kein Wort; nur ihre Augen redeten ernst zu ihm; dann hob sie stolz das Haupt, schritt an ihm vorüber, öffnete das Hagtor und betrat den Hof.

„Schau doch," lachte er zornig auf, „hochmütig tut sie auch noch!" Er folgte ihr, und als sie das Haus betreten wollte, stellte er sich ihr in den Weg. „Das ist m e i n Haus! Und ich hab wohl ein Recht, daß ich weiß, wer da herein geht. Red', sag ich . . ."

„Du hast ein Wort gesprochen, das mir die Lippen schließt."

„Hab ich dir vielleicht unrecht getan?"

„Ja, Guntram. Wir kennen die Untreu nicht. Hüte nur du dich vor ihr, denn Untreu und Unvertrauen ist Menschenart!"

„Wir? Wir? Von wem redest du denn?"

„Von mir und den Meinen."

„Ach so, die Deinigen! Schau, die fallen dir jetzt auf einmal ein? Was sind denn das für Leut? Ich wär schon neugierig, daß ich auch einmal was hör von ihnen!"

„Rufe sie nicht!" klang es mit ernster Warnung.

„Geh, ich mein', da tät mich das Rufen hart ankommen!" spottete Guntram, als hätten Zorn und Eifersucht alle Be-

sinnung in ihm erstickt. „Das müssen feine Leut sein, die Deinigen! Und viel gelten mußt du ihnen auch . . . weil sie in zwei Jahr sich so fleißig umgeschaut haben nach dir!"

„Guntram!" Isa streckte die Hände, als möchte sie seine Lippen schließen.

„Sie werden halt wissen, die Deinigen, was sie verloren haben an dir!" Mühsam würgte er jedes Wort aus der Kehle. „Gelt, ja? Aus lauter Lieb zu dir haben sie dich einschichtig liegen lassen im Schnee . . . nur schad, daß dich der Unrichtige hat finden müssen. Der Fischer, mein' ich, das wär der Rechte gewesen . . ." Die Stimme erlosch ihm. Er wankte ins Haus und schlug zwischen sich und Isa die Türe zu.

Mutter Sanna stand in der Küche am Herd und rührte in einer Pfanne, die über dem Feuer hing. Sie nickte ihrem Sohne freundlich zu. Die Dämmerung des Abends verschleierte Guntrams Gesicht vor ihrem Blick, und was er unter der Tür gesprochen, das hatte sie nicht hören können.

Draußen im dunklen Hof stand Isa, hielt das Gesicht mit den Händen bedeckt und wankte zur Steinbank.

Die Füchslein kamen zum Tor hereingesprungen, tollten noch eine Weile im Hof umher und krochen, miteinander scherzend, in Welas Hütte.

Nach einer Weile trat Guntram aus der Tür. „Komm herein!" rief er Isa zu. „Das Kind heinet!"

Sie ließ die Hände sinken und erhob sich. Da zeigten ihre Züge plötzlich den Ausdruck eines tiefen Schrecks. Wie abwehrend streckte sie die Hände vor sich hin, und ein heiß flehender Blick redete aus ihren Augen.

Redete? Mit wem? Guntram spähte umher. War denn einer gekommen, vor dem sie erschrecken mußte? Nein doch, der Hof war leer. Es hätte wohl auch nur ein einziger kommen können — und vor dem, meinte Guntram, wäre sie gewiß nicht erschrocken!

Er ging, um das Hagtor zu schließen. Noch einmal blickte er nach allen Seiten — da sah er einen Nebel an Isa vorbei über die Wiese gleiten und zum Tor hinausflattern. „Das ist einer von den dicken Nebeln," dachte er, „die den Sommer verjagen und den Winter bringen."

Er schlug das Tor zu und trieb mit einem Faustschlag den Riegel vor. Als er zur Tür zurückkehrte, flog Isa ihm entgegen, warf die Arme um seinen Hals, drückte das Gesicht an seine

Brust und schluchzte, wie nur heiße Liebe schluchzen kann, die eine Scheidestunde kommen fühlt.

Guntram erzitterte am ganzen Leib, er neigte schon das Gesicht, seine Lippen dürsteten nach dem Kuß seines Weibes — aber gewaltsam richtete er sich auf, löste Isas Arme von seinem Hals und trat ins Haus, ohne ein Wort zu reden.

Unsagbare Trauer in den Augen, blickte Isa ihm nach, und als er verschwunden war, wandte sie das blasse, verstörte Gesicht und sah über den Hag hinweg gegen die Höhe des bergwärts führenden Pfades. Was sie dort gleiten und schweben sah — war es ein Nebel? Fast glich es einer greisenhaften Gestalt mit wallendem Bart, in grauem Mantel und grauem Hut, dessen Krämpe niederhing und ein Auge bedeckte — —

Als Isa sich zur Tür wandte, saßen die Füchslein vor ihr und sahen zu ihr auf mit funkelnden Augen. „Geduldet euch!" flüsterte sie unter schmerzlichem Lächeln. „Es währt nicht lange mehr bis zur Lichtnacht!"

Die Füchslein sprangen zur Hütte, und Isa trat ins Haus. Als sie in die Stube kam, saß Juttula in der Wiege und streckte weinend die Aermchen nach der Mutter. Isa hob das Dirnlein an ihre Brust und herzte in ungestümer Zärtlichkeit das Kind, daß es fast ersticken wollte unter ihren Küssen — —

Guntram hatte recht geraten. Die trübe Nacht verging, aber die Nebel wollten sich über dem Windachtal nicht wieder lösen. Ein paar Tage noch — dann fiel der erste Schnee, und dichter mit jeder Nacht zog der Winter seinen weißen Mantel über die Berge.

Für den Jäger kam eine schwere Zeit. Todmüde kehrte er Abend um Abend aus dem Bergwald heim; und immer, bevor er das Haus betrat, umkreiste er in weitem Bogen sein Gehöft und spähte nach den Fährten im Schnee. Trat er endlich bei sinkender Nacht ins Haus, dann hängte er ohne Gruß die Armbrust an den Nagel, verzehrte hastig den Imbiß, den Mutter Sanna ihm vorsetzte, und suchte sein Lager auf; doch so müd er auch immer war, er konnte den rechten Schlaf nicht finden. Isa ging still im Haus umher; sie schien das Lachen und auch das Lächeln verlernt zu haben; kaum daß es dem holden Jauchzen und Lallen des Kindes gelang, in ihren schwermutsvollen Augen manchmal einen freundlichen Schimmer zu erwecken. Auch Mutter Sannas Laune war nicht die beste; sie seufzte immer und schüttelte den Kopf.

Nur die Füchse waren vergnügt und guter Dinge. Von Guntram hatten sie nichts mehr zu fürchten. Einmal wohl, auf dem Heimweg, als er die Füchse in der grauen Dämmerung vor sich herhuschen sah, hatte er zur Armbrust gegriffen; aber er hatte die Waffe wieder abgespannt. „Was kann das Geziefer dafür? Ich mein' doch, es wär ein anderer Fuchs, der sich eingehauset hat zwischen mir und meinem Weib!" So waren die Füchse sicher vor dem Jäger, der sich freilich auch nimmer die Mühe nahm, für ihren Fraß zu sorgen. Doch was kümmerte das die Füchse! Sie waren groß und stark geworden, pflegten im ganzen Tal umherzustreunen und hatten es gelernt, sich selbst zu füttern. Eines Abends fand Guntram nahe dem Hagtor die heimziehende Spur der Füchse; rote Schweißtropfen begleiteten die Fährte; sie hatten wohl einen Schneehasen gewürgt und in ihre Hütte geschleppt. „Schau nur!" lachte Guntram. „Jetzt haben sie gar schon das Morden gelernt!" Schwer atmend richtete er sich auf und ballte die Fäuste. „Wer weiß . . . vielleicht fallen auch über meine Fährt noch einmal die roten Tropfen!"

Je tiefer es in den Winter ging, desto weiter begannen die Füchse ihre Streifzüge auszudehnen. Und es geschah nicht selten, daß Guntram ihre Spur in der Nähe jener Sennhütte fand, an welcher der Weg zu den Hochalmen der Trischuba vorüberführte. Gar manche Stunde verbrachte Guntram in dieser Hütte, um sich am flackernden Feuer die vom grimmigen Frost des Winters erstarrten Glieder zu wärmen. Die Hütte war ihm lieb! Hier hatte sein Glück begonnen, das nun wieder den Weg ins Weite nahm! Wohin? Nach welchem Ziel?

Bei all diesem Streifen und Streunen wurden die Füchslein scheuer und wilder mit jedem Tag. Waren sie im Gehöft, dann verkrochen sie sich in die finstersten Winkel. Nur selten lagen sie in Welas Hütte, und da schielten sie mit bösen Augen hervor, und weder Guntram, noch Mutter Sanna durfte ihnen nahe kommen. Oft blieben sie ganze Tage, eine Woche verschwunden, und dann plötzlich wieder fiel es ihnen ein, mitten in der Nacht heimzukehren. Fanden sie das Hagtor verschlossen, dann begannen sie ein Kratzen, Scharren und Bellen, daß Guntram aus seinem dumpfen Schlummer erwachte. Er drückte die Hände über die Ohren, er grub den Kopf in die Kissen, aber die bellenden Füchse ließen ihn den Schlaf nicht wieder finden.

Um endlich Ruhe zu haben, mußte Guntram in Nacht und Schnee hinausstapfen und das Hagtor öffnen. Huschten die Füchslein an ihm vorüber, dann stieß er mit dem Fuß nach ihnen. „Erst hab ich gemeint, sie fressen mein Glück, und jetzt beißen sie herunter an meinem Schlaf! Wartet nur, ich erschlag euch doch noch einmal!"

Man merkte die vielen schlummerlosen Nächte an seinem Gesicht; seine Wangen waren farblos und eingefallen, die Augen lagen tief in den Höhlen zwischen brennenden Lidern, und der einst so schlanke Bursch ging nun gebeugt, schier wie ein Greis, mit dem Kinn auf der Brust. Seiner alten Mutter traten die Zähren in die Augen, so oft sie ihren Buben ansah. „Es hat ihn etwas angeblasen, daß er um seinen Schlaf gekommen ist . . . ein Beißwurm oder eine Habergeiß!" dachte Mutter Sanna. „Ich will doch einmal hinuntergehen zur alten Heilwig und will sie fragen, was da zu machen ist!"

9.

Einen hellen, sonnigen Wintertag benützte Mutter Sanna, um ihren Vorsatz auszuführen; sie hatte schwere Mühe, der alten Heilwig verständlich zu machen, weshalb sie gekommen wäre; schließlich trat sie aber doch getröstet und voll Zuversicht den Heimweg an, denn die weise Frau hatte ihr einen Schlafapfel gegeben. Mutter Sanna legte ihn unter Guntrams Kissen, aber der Zauberapfel wollte nicht wirken und helfen. Guntram hatte schlaflose Nächte und sein Aussehen verschlimmerte sich von Tag zu Tag.

Ja, wenn die alte Heilwig hätte helfen können, dann hätte sie wohl zuerst ihrem eigenen Buben geholfen; denn der schmucke Bursche schwand in sich zusammen, wie Schnee vor der Frühlingssonne. Erst meinte Mutter Heilwig, Uzzo hätte das zehrende Fieber, und da erschöpfte sie nun an ihm den ganzen Schatz ihrer wunderwirkenden Mittel. Sie mischte den nach Mitternacht bei zunehmendem Mond gewonnenen Sud von Raute, Singrün und Eisenkraut in seinen Met — aber es wollte nicht

helfen, obgleich sie, während er trank, heimlich den Schwindsegen sprach:

„Blut, Fleisch, Bein, Mark, schwindet nicht,
Wie die Erd nie schwindet!
Blut, Fleisch, Bein, Mark, schwindet nicht,
Wie Sonn und Stern nie schwindet!
Blut, Fleisch, Bein, Mark, schwindet nicht,
Wie nie der Himmel schwindet!
In all Gottes Namen,
Amen!"

Dann wieder, da sie ihn in stiller Nacht gar oft und tief seufzen und stöhnen hörte, meinte sie, daß ihn ein böses Schrettel drücke. Da flocht sie aus geweihtem Palmholz ein Schrettelgitter, und während Uzzo schlief, legte sie es ihm auf die Stelle des Herzens. Aber es wollte nicht helfen.

Endlich war sie überzeugt, daß ihm eine Almdirn aus Rachsucht, weil sie verschmäht worden war, die ‚blinde Lieb' angezaubert hätte. Uzzo suchte wohl unter müdem Lächeln seiner Mutter diese Meinung auszureden, aber er tat doch, um Ruhe zu haben, was sie verlangte: er nähte sich aus Bockleder neue Schuhe, wanderte in ihnen auf ebener Straße so weit, bis er zur Linken ein Brünnlein rinnen sah, füllte an der Quelle den rechten Schuh und goß das Wasser über die linke Schulter; dazu murmelte er das Sprüchlein, das Mutter Heilwig ihn gelehrt hatte — aber es wollte nicht helfen.

Nun meinte Heilwig, er sollte die Bosheit, die man ihm angetan, mit Rache vergelten.

„Ach, Mutter, wie könnt ich das!" seufzte Uzzo.

Er wollte damit sagen, daß es ihm wider das Herz ginge, Rache zu üben; die alte Heilwig aber glaubte, daß Uzzo gefragt hätte: Wie kann ich das zuwege bringen? Und da sagte sie: „Das ist leicht und schnell getan. Ich gieß dir eine Kerze aus Katzenfett; die zündest du an um Mitternacht, und durch den brennenden Docht bohrst du sieben spitzige Nadeln und sagst dazu:

Ich stech das Licht, ich stech das Licht,
Ich stech das Herz, das ich liebe!

Dann muß die böse Dirn selber alle Pein und Schmerzen leiden, die sie dir angetan, du mein armer Bub!"

Heftig schüttelte Uzzo den Kopf. „Nein, Mutter, das tu ich nie und nimmer!"

„Aber so sei doch gescheit . . ."

„Nein, Mutter, und tausendmal nein! Das tu ich nicht! Lieber versterb ich dran, als daß ich ihr ein einziges ungutes Stündl wünschen möcht!" Er ging zur Stube hinaus, um vor der Mutter die Zähren zu verbergen, die ihm in die Augen traten.

„Ihr? Ihr?" brummte die alte Heilwig. „So also steht's? Er kennt die Dirn, die's ihm angetan hat, und hehlt ihren Namen vor mir?" Sie hörte ihn draußen mit dem Lägel poltern und den Hof verlassen. „Wart nur, ich komm auch ohne dich dahinter, was für eine das sein kann! Laß nur erst die Lichtnacht da sein! Dann weiß ich schon, was ich tu! Und wenn ich nur erst ihren Namen kenn, dann will ich ihr schon ein Scheitl in den Weg legen."

Es fehlten nur ein paar Wochen noch bis Lichtmeß. In den letzten Tagen und Nächten hatte Mutter Heilwig alle Hände voll zu schaffen mit Kräuterwählen, mit Kochen und Brauen und auch sonst noch mit mancherlei unheimlichen Dingen. Ueber all diesen dunklen Geschäften hätte sie fast vergessen, die Lichtmeßbrote zu backen. Und das wäre unverzeihlich gewesen. Denn die Lichtnacht ist von jenen Nächten eine, in denen die Türen der menschlichen Wohnungen offen stehen für Geister und Alfen. Da ist das Lichtmeßbrot mit dem Kümmel gut — was nicht erdgeboren ist, kann den Kümmel nicht essen. Kommt dir nun um Lichtmeß ein fremder Gast ins Haus, so brauchst du ihm nur das Kümmelbrot zu reichen: ißt er davon, so magst du ruhig sein; läßt er es aber liegen, so weißt du, wieviel's geschlagen hat, und kannst dich wahren!

Als der Abend vor der Lichtnacht dämmerte, war alles bereit zu dem Werk, das die alte Heilwig plante. Es war ihr lieb, daß Uzzo mit der Heimkehr säumte, denn sie wäre wegen des späten Weges, den sie anzutreten hatte, wohl um eine Ausrede verlegen gewesen. Sie deckte noch den Abendtisch für ihren Buben, legte das Kümmelbrot neben den hölzernen Metbecher und zündete im heiligen Winkel die sieben Lichtnachtkerzen an; dann verließ sie das Haus, dick eingemummt in warmes Rauch-

werk. In einem Bündel trug sie, was sie brauchte für diesen Gang; die Bereitung dieser Dinge hatte der weisen Frau, die jahraus jahrein mit allem versehen war, was wider Geister und bösen Zauber als Schwert und Schild zu brauchen ist, keine ernstliche Sorge gemacht. Nur der Ort, der sich als günstig für das Werk erwies, war schwer zu finden gewesen: denn es mußte ein Fleckchen Erde sein, das gedüngt war mit dem Blut eines Menschen. Zu guter Stunde noch hatte Heilwig sich erinnert, daß Guntrams Vater eines unnatürlichen Todes gestorben war; sie kannte genau den Platz, auf dem der wunde Hirsch mit den Sprossen seines Geweihes den Jäger zu Tod gegabelt hatte. Auf dieser blutgetränkten Stelle wollte sie nun ihr heimliches Werk vollführen, und wenn sie nur selbst von allem Nötigen nichts versah, dann mußte es gelingen: die Dirn, die ihrem Buben den bösen Zauber angetan hatte, mußte ihr erscheinen! Wohl war es ein unheimlicher Weg, den sie betrat, und eine gruselige Sache, die sie unternehmen wollte. Aber die alte Heilwig war eine Mutter — und was tut eine Mutter nicht für ihren Sohn! Dann war sie auch wohl erfahren im Kampfe wider alle bösen Mächte, hatte sich der Beihilfe aller Heiligen versichert, und was sie mit sich trug, alles war gefeit mit frommen Sprüchen und geweihtem Wasser. So kundig in all diesen Dingen, wie die alte Heilwig, war Mutter Sanna nicht — aber glaubt ihr, es hätte einen Weg in der Welt gegeben, den sie nicht gegangen wäre, um Guntrams verlorenen Schlaf zu suchen? Hätte sie diesen Weg nur gewußt!

Der helle Vollmond stand bereits am Himmel, als Heilwig mühsam emporwatete über den beschneiten Pfad. Immer wieder blieb sie stehen und lauschte, ob nicht Uzzo des Weges käme — sie hätte sich ja verbergen müssen, denn er durfte sie nicht sehen. Als sie sich schon dem Jägerhaus näherte, ohne daß ihr Uzzo begegnet war, meinte sie, er hätte an diesem Tage wohl nicht in der Windach gefischt, sondern in einem der Bäche des tieferen Tals.

Aber die alte Heilwig täuschte sich. Vom Morgen bis zum Abend war Uzzo an den Quellbächen der Windach hin- und hergestiegen. Und der Fischfang war ihm so gut geraten, daß er das Lägel kaum zu schleppen vermochte; deshalb scheute er, als er bei Einbruch der Dämmerung den Heimweg an-

treten wollte, einen steilen Umweg und schritt, um rascher den gebahnten Weg zu erreichen, über einen gefrorenen Tümpel hinweg. Doch krachend brach unter ihm die glatte Decke, und bis an den Hals stürzte Uzzo in das eisige Wasser. Mühsam gewann er das Ufer, triefend, vor Kälte schauernd an allen Gliedern. So konnte er den weiten Heimweg nicht antreten — es wäre ihm jeder Faden am Leib gefroren, und er hätte sich davon den sicheren Tod geholt. Was aber tun? Ins Jägerhaus? Nein — lieber sterben! Da fiel ihm die nahe Sennhütte ein. Hastig raffte er die Angelrute auf und fischte das Lägel zwischen den Eisschollen hervor; nun war es leicht zu tragen, denn es hatte sich geöffnet, und die Forellen waren entschlüpft. Uzzo begann zu laufen, daß ihm heiß wurde. Als er die Hütte erreichte, mußte er den Schnee fortscharren, um die Türe öffnen zu können. In der Hütte, deren Raum schon finster lag, fand er dürres Holz; zum Glück auch hatte das Beutelchen aus Otterfell, in dem er Feuerstein und Schwefelfaden verwahrt trug, dem Wasser widerstanden.

Bald prasselte ein helles Feuer auf dem Herd, und in der schwelenden Hitze begannen Uzzos Kleider zu trocknen. Da hörte er nahe vor der Hütte zwei Füchse bellen. Er öffnete die Tür und trat ins Freie; auf dem verschneiten Grund und über dem weiß behangenen Bergwald glitzerte der Mondschein. Lautlose Stille rings umher. Nur in Zwischenräumen das Gebell der Füchse! Bald klang es näher, bald tiefer im Wald, und von allen Seiten, aus dem Tal herauf, von den Felsen nieder, wie ein vielstimmiges Echo, scholl der heisere Doppellaut zurück. Das war unheimlich anzuhören in der Stille der Nacht. Schon wollte Uzzo die Türe schließen; da sah er über die Höhe des steil zur Trischuba emporziehenden Waldes einen roten Schimmer gleiten, als würden Fackeln durch den Wald getragen. Ein jähes Grauen rüttelte seine Schultern — das alles war ja, wie damals vor zwei Jahren, als er bei sinkender Nacht mit Guntram vor dem offenen Hagtor gestanden.

Er bekreuzte sich und stieß die Türe zu. Als er neben dem Feuer auf dem Herdrand saß, lauschte er noch mit verhaltenem Atem; immer weiter entfernte sich das Gebell der Füchse, bis es endlich ganz verstummte.

Uzzo lehnte sich an die Blockwand und starrte in die Flammen. Lange hingen seine Gedanken der seltsamen Erscheinung

nach, und er konnte sich eines dunklen Bangens nicht erwehren, als hätte sie für ihn eine böse Bedeutung. War es denn anders gewesen damals vor zwei Jahren? War nicht am Tage nach jener Lichtnacht Mutter Sannas Geschwisterkind in das Jägerhaus gekommen? Hatte ihn nicht sein Unstern dem schönen Mädchen in den Weg geführt, so daß er in seiner Brust einen Stein mit heimtragen mußte, der nun gewachsen war zu Zentnerlast, sein Herz zerdrückend und sein Leben?

Nein! Was er jetzt zum zweitenmal gesehen, bedeutete nichts Böses mehr für ihn! Was konnte denn über ihn noch Schlimmeres kommen, als dieses unheilbare Siechtum seines Herzens, diese verzehrende Sehnsucht, dieses Seel und Leib verbrennende Dürsten, diese sündige Liebe zu eines anderen Weib!

„Ach, du mein gütiger Herrgott," schrie es in seinen Gedanken, „was kann ich denn dafür? Du hast sie ja selber geschaffen, so schön und lieb, daß jedes Herz an ihr hängen muß, wie das Blatt am Baum, wie ein Stern am Himmel!"

Er sah die trauliche Stube im Jägerhaus, er sah in der heiligen Ecke die Lichtnachtkerzen brennen mit strahlendem Schein — auf dem gedeckten Tische waren die Becher gefüllt mit süßem Met — und auf der Bank saß Guntram, neben ihm sein schönes junges Weib; sie hielten sich eng umschlungen mit den Armen und küßten sich und lachten und küßten sich wieder.

Aufschluchzend preßte Uzzo die Hände über sein Gesicht. „Er im warmen Glück . . . und ich in der kalten Einöd! Warum denn er? Hätt ich sie denn minder lieb gehabt? Ich hätt sie doch auch auf Händen getragen, hätt doch auch jedes rauhe Lüftl abgewehrt von ihr, hätt doch auch jedes Steinl und Astl weggeräumt aus ihrem Weg? Warum denn er?"

Es währte lange, bis seine Tränen versiegten. Nun saß er in dumpfem Brüten; alle Glieder waren ihm wie abgeschlagen; die aus den glühenden Kohlen hauchende Wärme umzitterte sein Gesicht, und ohne daß er es merkte, rannen ihm die Gedanken hinüber in die wirren Traumbilder eines schweren Schlummers — —

In der traulichen Stube des Jägerhauses brannten um die gleiche Stunde wohl die Lichtnachtkerzen in der heiligen Ecke, der Tisch war gedeckt, und die Becher waren gefüllt mit süßem

Met. Aber Guntram würgte an jedem Bissen. Und Isa, die ihm gegenüber saß, berührte weder Trank noch Speise; tiefe Blässe lag auf ihren starren Zügen, und ihre seltsam glänzenden Augen hingen wie träumend an den zuckenden Flammen der Kerzen. Zwischen den beiden saß Mutter Sanna und kämpfte gegen den Schlaf; sie hatte wohl den schweren Met zu rasch getrunken, denn ihr Becher stand geleert.

Zuweilen warf Guntram einen Blick zu Isa hinüber; und einmal sagte er: „So iß doch!"

„Mich hungert nicht!" erwiderte sie tonlos, ohne sich zu regen.

„Ach so!" lachte er zornig auf. „Es ist nur Wildpret! Fisch kann ich dir halt nicht vorsetzen!"

Isas Lippen zitterten, aber sie sagte kein Wort. Nun war in der Stube wieder drückende Stille. Nach einer Weile erhob sich Mutter Sanna und deutete mit müden Zeichen an, daß sie den Schlaf nicht mehr bezwingen könnte; sie küßte Isa auf die Stirn, reichte Guntram die Hand und verließ die Stube; unter der Türe taumelte sie fast.

Guntram stieß den Teller von sich und drückte den Kopf zwischen die aufgestützten Fäuste. Isas Augen hingen an ihm, als erwarte sie etwas, ein Wort, nur einen einzigen guten Blick. Aber die Stube schien leer zu sein für Guntram.

Die Lichtnachtkerzen wollten erlöschen, und draußen im mondhellen Hofe bellten die Füchse; es klang nicht laut, nur wie ein Murren. Ein Schauer rann über Isas Glieder; langsam erhob sie sich und ging zur Türe; hier blieb sie tief atmend stehen. „Guntram?" sagte sie leis, und der Name klang, als hätte nicht ihr Mund ihn gesprochen, sondern die Stimme ihres tiefsten Herzens. „Guntram? Es ist spät an der Zeit! Willst du nicht schlafen kommen?"

Er schüttelte den Kopf. „Geh nur! Ich trink noch meinen Becher."

Sie griff zur Klinke und öffnete die Türe; doch wieder zögerte sie. Aus ihrer Kehle rang sich ein schluchzender Laut, hastig kam sie auf Guntram zugegangen und streckte ihm in tiefer Bewegung die beiden Hände hin.

Betroffen blickte er zu ihr auf, heiße Röte flog über seine vergrämten Züge, und seine Augen leuchteten. Da bellten im Hof die Füchse; ein Schatten legte sich über Guntrams

Gesicht. „Warum bellen sie?" dachte er. „Schleicht am End einer um den Hag?" Sein Gesicht verzerrte sich. „Was willst du?" sagte er. „Ach so? Du meinst wohl, weil mir die Mutter die Hand gereicht hat zur guten Nacht, mußt du es auch so machen? . . . Meinethalben!" Zur Seite blickend, streckte er die Hand; aber sie wurde nicht ergriffen; und als er aufsah, war die Stube leer.

Nun saß er allein, hielt die Fäuste in den Tisch geschoben, starrte vor sich hin und nagte an der Lippe.

Die Lichtnachtkerzen erloschen, eine nach der anderen; nur ein letztes Stümpfchen flackerte noch.

Schwer seufzend erhob sich Guntram und griff mit müder Hand nach dem Becher. Kaum aber hatte er gekostet, da stieß er den Trunk zurück — der Met schmeckte bitter und roch wie Mohn.

„Der ist auch schon sauer geworden! Es wird halt alles hin in meinem Haus!"

Das letzte Licht erlosch, und Guntram stand im Dunkeln; über die finstere Treppe tappte er hinauf in die Schlafkammer; auch hier brannte kein Licht mehr. Er warf sich auf sein Lager, und die Ermüdung — vom frühen Morgen bis zum Abend war er umhergestiegen auf tief verschneiten Berghängen — ließ ihn bald entschlafen. Aber sein Schlummer war unruhig, wirre Träume schreckten ihn. Einmal fuhr er auf — es war ihm, als hätte er eine Türe gehen hören. Das war wohl auch nur im Traum gewesen? Und wieder entschlief er.

Durch die geschlossenen Läden fiel ein dünner Mondstrahl, der die Finsternis in der Stube nicht zu lösen vermochte.

Draußen aber, rings um Haus und Hof, schwamm und glitzerte alles im Silberglanz der Vollmondnacht. Kein Lufthauch regte sich. Nur manchmal ein leises Knirschen und Knistern, wenn der in der Kälte spröd gewordene Schnee von überbürdeten Zweigen zu Boden rieselte.

Wo von dem ausgetretenen Weg, der mitten durch das Tal emporzog, ein schmaler Pfad sich abzweigte in das dichtere Gebüsch, saß die alte Heilwig auf einem Stein, von dürrem, schneebehangenem Gestrüpp umgeben. Sie zitterte an Händen und Füßen, ihre Zähne klapperten vor Kälte und zugleich vor Angst und Grauen. Aber sie wich nicht von der Stelle. Doch blickte sie immer wieder scheu hinüber zu dem kleinen, schon

halb vermoderten Kreuz, das Mutter Sanna einst über der Erde errichtet hatte, die ihres Mannes Blut getrunken.

Jede lautlos verrinnende Minute wurde der alten Heilwig schier zu einer Ewigkeit. Aber sie wartete und wartete. Sie hatte doch all ihre Weisheit erschöpft, all die gefeiten Kräuter vergraben und ausgelegt, alle Sprüchlein gemurmelt, sie hatte nichts versehen: die Dirn, die ihrem Buben den bösen Zauber angetan, mußte nun erscheinen, ob sie wollte oder nicht.

Als aber eine Stunde um die andere verging, ohne daß die Erwartete sich zeigen wollte, stiegen in der alten Heilwig doch gelinde Zweifel an ihrer Weisheit auf. Und die grimmige Kälte hatte auch eine Stimme, die heimlich mitredete. Heilwig seufzte ein um das anderemal, sie klapperte immer lauter mit den Zähnen, und so oft sie auch den Gedanken an den Heimweg aus ihrem wackelnden Kopf verscheuchte — er kam immer wieder.

„Es wird halt doch so sein, daß ich was Wichtiges vergessen hab!" murmelte sie und wollte sich schon erheben. Da sah sie über den nahen Büschen, die den Weg geleiteten, einen rötlichen Lichtschein aufzucken, und über die Kreuzung der beiden Pfade huschten zwei langgestreckte Tiere gespensterhaft hinweg. Wohl waren sie anzusehen wie flüchtige Füchse — ob es aber auch Füchse waren? Wirkliche Füchse? Die alte Heilwig wußte wohl, daß es nicht geheuer war in der Lichtnacht. Und Meister Hämmerlein, der Höllenschmied, der einen großen Tiergarten hält, pflegt wohl auch einmal zur Abwechslung die Böcke auszuspannen und mit den Füchsen zu reisen!

Jetzt wäre Mutter Heilwig am liebsten auf und davon gelaufen. Hätte sie sich nur regen können! Aber sie saß vor Angst und Schreck wie versteinert.

Immer näher glitt der rötliche Schein, der zuckend und zitternd kämpfte gegen den stillen Silberglanz des Mondes. Es währte nicht lange, so konnte Heilwig gewahren, daß der Schein von einer Fackel kam, deren züngelnde Flamme langsam einhergaukelte zwischen den beschneiten Büschen. Und es war ein Weib, das die Fackel trug; schon tauchte das Haupt empor, ein schneeweißes Antlitz, umringelt vom gelösten Haar, dessen rote Strähne im Fackelschein und Mondlicht funkelten und glitzerten wie gesponnenes Gold. Schwebenden Schrittes wandelte an Mutter Heilwig die schlanke Gestalt vorüber, angetan mit

weißem Gewande, das wie Silberzindel schimmerte, und dessen Säume verbrämt waren mit weißem Dunenpelz.

„Das Weib des Guntram!" stammelte die alte Heilwig, und während der Schein der Fackel allmählich verschwand zwischen Büschen und Bäumen, schlug sie ein Kreuz um das andere über Stirne, Brust und Lippen.

Nun wußte sie, wer ihrem Buben den bösen Zauber angetan. Dazu aber hatte sie noch so viel erfahren, daß ihr vor Schreck und Grauen schier der Herzschlag stockte, während all ihre Sinne wirbelten.

Zitternd erhob sie sich. „Jetzt weiß ich, daß ich nicht geschlafen hab in der letzten Lichtnacht!" Wieder bekreuzte sie das Gesicht, murmelte dazu ein Stoßgebet und fing zu laufen an, immer stolpernd im tiefen Schnee, keuchend vor Angst und Erschöpfung. „Eine solche ist das! Eine solche! Jetzt kenn ich mich aus! Das wär nicht das erstemal, daß eine solche in ein Menschenhaus zur Freit gegangen . . . und in der Wehnacht hat sie ihr Kindl heimgetragen . . . heim zu den Ihrigen . . . das Alfenkind!" Die alte Heilwig rannte, daß ihr der Schweiß in dicken Tropfen über die fahlen, schlotternden Backen kollerte. „Und an dem Jäger hat sie nicht genug gehabt! Ach, du mein armer, armer Bub! Wo ist denn jetzt noch eine Hilf für dich!"

Da begann sie laut zu schluchzen, und ihre rinnenden Zähren mischten sich mit dem perlenden Schweiß — —

10.

Guntram erwachte stöhnend, noch geschüttelt von den Todesschauern des wüsten Traumes, der ihn gequält. Ihm hatte geträumt, er wäre in tiefer, finsterer Bergschlucht gewandert, einsam und wunschlos, zufrieden mit der dunklen Straße, auf der sein Fuß sich zurecht fand ohne irrende Mühe. Da fiel es plötzlich über ihn mit blendender Helle; als er die Augen hob, sah er in der Luft eine leuchtende Kugel schweben, anzusehen wie eine Sonne, denn sie leuchtete wie der Tag, und hing

doch wie ein Stern inmitten der Nacht. Jäh erwachte in seinem Herzen eine brennende Sehnsucht: wenn er die Kugel gewinnen könnte, wäre er der glücklichste Mann. Er riß die Armbrust von der Schulter, denn er meinte, die Kugel ließe sich herunterschießen wie ein Vogel. Er spannte die Sehne, legte einen Bolz in die Schiene und zielte. Doch wie er auch drücken mochte, der Bügel rührte sich nicht, und die Sehne schien wie versteinert. Er warf die Armbrust zu Boden und begann an der steilen Felswand emporzuklimmen. Unter seinen Füßen bröckelte das morsche Gestein; wohin er immer trat mit seinem Eisenschuh, überall stürzten die gelösten Trümmer prasselnd in die Tiefe. Er mußte springen und springen, von einem Felsenband zum anderen, und nirgends fand er sicheren Halt. Seine Hände bluteten schon, von seinen Fingern waren die Nägel gerissen, seine Glieder zitterten vor Erschöpfung, doch wie von blindem Wahnwitz getrieben, schwang er sich höher und höher, bis er sich so weit verstiegen hatte, daß es keinen Rückweg in die Tiefe mehr gab. Hoch über ihm sprang aus der schwindelnden Felswand eine grasige Platte vor, bedeckt von blühendem Speik und Edelweiß. Dort oben wäre er geborgen, und dort oben ließe die leuchtende Kugel sich greifen! Er klomm und sprang, umprasselt von stürzendem Gestein, und endlich, da seine Kräfte schon versiegen wollten, gelang es ihm, die Platte mit den Händen zu erfassen. Doch als er mit den Augen emportauchte über den Rand, sah er von der anderen Seite einen Kopf erscheinen. Es war der Fischer.

„Uzzo! Allweil und allweil du!" keuchte Guntram und hob sich mit der Brust auf die Platte. „Was willst du hier?"

„Die schönen Blumen will ich mir holen."

„Die Blumen sind mein!"

„Nein, Guntram, der Herrgott hat die Blumen wachsen lassen für alle Leut!"

„Nicht ein Stäudlein sollst du haben!" schrie Guntram; er hatte sich auf die Platte geschwungen und stand mit geballten Fäusten, zitternd vor Zorn und Erschöpfung.

„Sei gut, Jäger!" sagte Uzzo freundlich und griff mit beiden Händen in das üppige Gras, um sich emporzuziehen. „Wir wollen teilen. Nimm du das Edelweiß, ich will mich begnügen mit dem Speik."

„Zurück, Uzzo! Hier steh ich allein, und da ist kein Raum für dich."

„Wir müssen halt zusammenrücken!" meinte Uzzo und hob das Knie auf den Rasen. Aber Guntram versetzte ihm einen Stoß, daß der Fischer zurücktaumelte über den Rand der Platte; nur mit den Händen hing er am Gras noch festgeklammert.

„Um Jesu willen, Jäger, hilf mir und laß mich nicht stürzen!" hörte Guntram den Fischer flehen. Eine Regung des Erbarmens überkam ihn, er bückte sich, er wollte Uzzos Arme fassen — aber die Hände des Fischers hatten sich schon gelöst — Steine prasselten, ein Seufzer zitterte in die Luft, und aus der finsteren Tiefe quoll das dumpfe Geräusch eines schweren Falles.

Guntram hatte ein Gefühl in der Brust, als wäre sein Herz zu Eis geworden. Er schüttelte sich, als könnte er die Kälte von sich abwerfen: „Warum hat er greifen müssen nach dem, was mein ist!" Mit beiden Knien warf er sich in das Gras und riß die Blumen ab; aber sie waren zertreten und welk, und jede Blüte, die er mit seinen vom Gestein zerschundenen Händen berührte, wurde fleckig von Blut. Schaudernd ließ er die Blumen fallen und drückte die Fäuste an seine Schläfe. Es war so wirr und wüst in seinem Kopf, daß ihm die Gedanken zerrannen wie Wasser im Sand. War er denn mit Gefahr seines Lebens emporgeklettert um dieser Blumen willen? Nein! Was ihn gelockt und gezogen hatte, war ein anderes gewesen! Er blickte verstört umher, starrte empor an der steilen Felswand, und da sah er hoch über sich die Kugel leuchten, rot wie eine untergehende Sonne. Von neuem begann er zu klimmen. Doch immer, wenn er meinte, jetzt und jetzt vermöchte er die Kugel zu greifen, war sein Arm um eine Spanne zu kurz. Er stieg und kletterte, seine Kräfte drohten zu versiegen, seine Stirne troff, und der brennende Schweiß umflorte seine Augen. Aus der finsteren Tiefe wallten Dämpfe empor, rot und dick, wie die Rauchwolken einer Feuersbrunst; sie rochen wie warmes Blut, wallend und wirbelnd hüllten sie ihn ein und mischten sich betäubend in seinen Atem, daß ihm die Brust so schwer wurde, als lägen Berge über ihm. Mit erlöschenden Sinnen erreichte er den Gipfel, vor seinen verschwimmenden Blicken gaukelte noch ein glitzernder Schein — er griff nach ihm und spürte etwas zwischen seinen Fingern, kalt und feucht, aber anzufühlen wie eine Kugel. Krampfhaft hielt er die Finger geschlossen und

öffnete sie nur langsam, wie ein Kind, das eine Fliege gefangen — und da sah er in seiner Hand ein Fuchsauge liegen, von Blut umronnen, aber mit lebendem Blick, funkelnd, falsch und boshaft! Grauen und Ekel fuhren ihm in alle Glieder, er wollte den Gräuel von sich schleudern, aber das Auge hing an ihm wie festgewachsen; schreiend schüttelte er die Hand, taumelte zurück und wankte, seine Füße traten in leere Luft, die Felsen wichen unter ihm, und sausenden Falles stürzte er nieder in die gähnende Finsternis. Ueber ihm kam es nachgerollt wie eine Lawine: Sand, Steine, Felsen, ganze Berge, und alles fiel auf seine Brust. Doch mitten in all dem Prasseln und Gepolter hörte er ein leises Weinen wie aus weiter Ferne — und jetzt aus der Tiefe ein dumpfes Rauschen wie von einem reißenden Strom. Er fühlte schon den eisigen Hauch der Gewässer, von seinen Lippen schütterte noch ein gellender Schrei, dann stürzte er in die tosende Flut — und erwachte. Zitternd, in Schweiß gebadet, saß er auf seinem Lager, starrte umher in der finsteren Stube und konnte lange nicht fassen, daß alles nur ein Traum gewesen, daß er wache und lebe. Da hörte er wieder jenes leise Weinen. Träumte er denn noch immer? Aber nein — er hörte das Weinen wirklich — klein Juttula war wach geworden, als Guntram im Traum geschrien hatte.

„Isa!" rief er. „Steh auf! Das Kind heinet!" Keine Antwort kam, nichts regte sich in der Stube, nur Juttula weinte leise fort. „Isa! Hörst du nicht? Das Kind heinet!" rief er noch einmal und griff hinüber nach dem anderen Lager, um sein Weib zu wecken. Aber er fühlte nur die leeren Kissen. Kalt und heiß überlief es ihn. „Weib! Isa!" schrie er. Doch alles blieb still, und das Kind, erschreckt durch den zornigen Ruf, hörte zu weinen auf. Hastig erhob sich Guntram, fuhr in die Kleider und riß an beiden Fenstern die Läden auf, daß der helle Glanz der mondscheinigen Winternacht in die Stube floß. Nun konnte er mit Augen sehen: das Bett seines Weibes war leer.

Er drückte die Faust auf sein wild hämmerndes Herz und griff sich an die Stirne. Nur halbe Gedanken konnte er denken, alles wirbelte in seinem Kopf. Ratlos, als vermöchte er allein nicht hinwegzukommen über diesen Augenblick, stürzte er zur Tür der anstoßenden Kammer, in welcher Mutter Sanna schlief. Die Hände über der Brust gefaltet, lag sie in tiefem Schlummer, das freundliche Gesicht vom Mondschein überleuchtet.

„Mutter! Mutter!“ schrie er, vergessend, daß Mutter Sanna ihn auch nicht hätte hören können, wenn sie wach gewesen wäre. Er faßte die Schlummernde an beiden Armen und rüttelte sie. Doch Mutter Sanna wollte nicht erwachen. „Mutter! Mutter!“ schrie er wieder, rüttelte an ihr und riß sie halb empor. Aber die Schlafende erwachte nicht, und als er ihre Arme fahren ließ, fiel sie schwer zurück in die Kissen. Eine dumpfe Angst überkam ihn. „Um aller Heiligen willen! Es wird doch der Mutter nichts geschehen sein!“ Er stürzte vor dem Lager auf die Knie und umschlang die Mutter. Da hörte er ihren leise pochenden Herzschlag und spürte den Gang ihres ruhigen Atems. „Sie schläft! Aber das geht nicht zu mit rechten Dingen! Wie kann denn eins so schlafen, daß es nicht zu wecken ist. Das könnte nur ein Schlaftrunk . . .“

Ein Schauer ging ihm über den Nacken, er schnellte empor, ballte die Fäuste und starrte unter irrem Gelächter hinaus in die Stube, auf das leere Bett seines Weibes. „Jetzt weiß ich, warum der Met gesäuert hat! Einen Schlaftrunk hat sie uns geben wollen, uns beiden. Die Mutter hat ihn genommen, ich hab ihn stehen lassen. Warum einen Schlaftrunk? Weil sie etwas treiben wollte in dieser Nacht . . . und das muß etwas Heimliches sein, etwas Unrechtes . . . sonst hätt sie es doch sagen können und hätt uns nicht schläfern müssen!“ Wieder lachte er, und dabei standen ihm doch die Tränen in den Augen. „Jetzt weiß ich auch, warum die Füchs gebellt haben. Er hat wohl schon vor dem Hag gewartet, der andere, und gezittert und gebangt, bis sie gekommen ist und hat ihm das Tor aufgetan. Und jetzt meinen sie, ich lieg im Schlaf, daß kein Hahnenschrei mich weckt . . . und sitzen drunten in der Stub, unter meinem eigenen Dach!“ Sein ganzer Körper erbebte, und seine Fäuste zuckten. „Herr du mein Gott! Wenn das wahr ist! Wenn sie so grundschlecht sein können allbeid, dann . . . dann war's ihre letzte sündige Freud, und meine letzte Pein und Schand dazu!“

Er stürzte hinaus in seine Schlafstube, schlug Feuer und steckte eine Kerze in Brand. Als er zur Türe schlich, zitterte die Kerze in seiner Hand so heftig, daß ihm der heiße Talg über die Finger rann. Da sah er auf dem Stuhl neben Isas Lager ihre Kleider liegen; einen Augenblick hielt er betroffen inne; dann ging er auf einen Schrein zu und riß ihn auf — es

fehlte das Gewand, in welchem Isa vor zwei Jahren das Jägerhaus betreten hatte. „Schau doch! Und schön hat sie sich auch noch gemacht für ihn. Freilich, Sünd ist allweil etwas Fürnehms. Was zum Teufel in Heimgarten geht, muß sich putzen!"

Entschlossen richtete er sich auf und schritt zur Türe. Wieder hielt er inne — ein leises Schluchzen hatte sein Ohr getroffen. Er hielt die flackernde Kerze über die Wiege; das Kind lag wachend, mit großen, angstvoll blickenden Augen, das rote Mündlein zuckend und von Tränen überronnen.

Er stellte die Kerze nieder und hob das Dirnlein aus der Wiege. „Tu nicht heinen, Juttla!" raunte er in Zorn und überquellender Bitterkeit. „Schau, dein Heinen könnt ja die Mutter stören in ihrer sündhaften Freud! Stören . . . und warnen auch!" Die Knie wurden ihm so schwach, daß er sich auf den Bettrand niederlassen mußte. Das Kind auf seinen Armen sah ihn scheu und erschrocken an; dann plötzlich drückte es sein tränennasses Gesichtchen an Guntrams Wange und schlug die bebenden Aermchen um seinen Hals, so fest, als hätt' es den Vater erkannt, als wollt' es ihn halten und nimmer, nimmer lassen!

Guntram saß und wiegte das schluchzende Dirnlein sacht an seiner Brust. Er fühlte den Druck der kleinen Aermchen, er spürte an seiner Wange die rinnenden Zähren des Kindes, er fühlte das holde Körperchen zittern an seiner Brust, und in seinem Herzen erwachte ein Empfinden, so warm und süß, wie er es nie in seinem Leben erfahren, auch nicht im Rausch des heißesten Kusses, den sein Weib ihm gewährte!

Allmählich verstummte das Schluchzen des Kindes, seine Aermchen wurden schlaff, und über seine heiß geweinten Augen sank der Schlummer. Lautlose Stille war in der Stube; die Kerze flackerte, immer länger wurde der glühende Docht, und die Flamme begann mit feinem Ton zu singen.

Achtsam erhob sich Guntram, hauchte einen zärtlichen Kuß auf Juttulas schimmernde Löcklein, legte das schlafende Kind in die Wiege und zog ihm die warme Decke bis an das Hälschen. Dann stand er noch immer, blickte nieder auf das Kind, und Träne um Träne tropfte ihm über die Lippen.

„Ach du mein Herr! Wie viel Glück hätt sein können in meinem Haus . . . und wie viel Elend ist gewachsen!" Ein Gedanke zuckte in ihm auf, der ihn erbeben machte. „Hab ich

denn selber eine Schuld daran? Was es auch allweil gegeben hat, sie ist doch gleich wieder gut geworden zu mir! Bin ich nicht selber der Ungut gewesen, der den Unfried ausgesät hat, so dick, daß mir jetzt das Schneiden sauer wird, wo das Traid in Halmen steht! Selbigsmal, wie ich die Füchs ins Haus getragen hab, da hat's angefangen . . . und so weit hat's kommen müssen, so weit!" Er starrte auf Isas Lager und wandte das Gesicht zur Türe. Heiß schoß ihm das Blut zum Herzen. „Wenn's am End doch nicht wahr wär, was ich fürcht . . .?" Er packte die brennende Kerze, rannte hinunter in den Flur und stieß an der Stube die Tür auf. Der Raum war still und leer; man roch noch das Wachs der Lichtnachtkerzen, und auf dem Tische stand noch Guntrams Becher mit dem Met — —

Er streckte abwehrend die Hand, als wollte er die stumme Sprache nicht hören, die der Becher redete. „Isa! Isa!" rief er, und als keine Antwort kam, rannte er in die Küche, in den Stall, in die Scheune — von Isa aber fand sich keine Spur. „Sie ist fort! Fort aus dem Haus! Wohin aber? Wohin?" Er eilte zur Haustür; sie stand wohl geschlossen, aber der Riegel war zurückgeschoben. Hastig riß er die Tür auf, und der kalt einströmende Luftzug löschte die Kerze. Er brauchte nun auch keine Leuchte mehr; schier taghell lag die Mondnacht über den weißen Bergen.

„Vielleicht sind die Füchse laut gewesen," dachte er, „und sie ist herunter gegangen, um das Gezieser still zu machen!" Mit nackten Füßen rannte er durch den Schnee zu Welas Hütte — und fand sie leer. „Die sind auch fort? Freilich, die müssen doch allweil dabei sein, wenn um meine Ruh gespielt wird! Die Glückfresser, die verfluchten!" Nun sah er, daß das Hagtor offen stand. „Fort ist sie! Richtig fort!" Er streckte die Fäuste. „Wie weit sie sich vergangen hat . . . und wohin . . . ich weiß es nicht und will's nicht denken! Aber finden will ich sie! Finden! Und wär's am Ende der Welt!"

Er eilte wieder in das Haus, fuhr in die Schuhe, schnallte mit zitternden Händen das Wehrgehäng um die Hüften und warf die Armbrust hinter die Schulter. So trat er wieder unter die Haustür, barhäuptig. Da sah er draußen im Tal eine dunkle Gestalt zwischen den beschneiten Büschen laufen — und das schien ein Weib zu sein.

„Isa! Isa!" schrie er mit gellender Stimme; doch keine

Antwort ließ sich hören, nur die Berge warfen das hohle Echo seiner Stimme zurück; aber jene Gestalt schien seinen Ruf vernommen zu haben, denn sie blieb eine Weile stehen und verschwand dann hastig hinter einer Biegung des Pfades.

„Isa! Isa!" schrie er noch einmal, stürzte zum Hagtor und rannte hinaus in die stille, flimmernde Winternacht.

11.

Atemlos erreichte Guntram den Pfad, auf dem er jene dunkle Gestalt hatte wandeln sehen. Lauschend hielt er inne und spähte mit brennenden Augen nach allen Seiten. Und wieder sah er die Gestalt, nun weiter talwärts, nahe dem Ufer der Windach. „Sie ist es! Sie muß es sein! Wer sonst denn käme hieher in der Nacht! Und talwärts geht sie . . . hinunter gegen Uzzos Hütte!"

Mitten durch die Büsche sprang er dahin, daß ihm die schlagenden Zweige Gesicht und Hände zerkratzten, und daß der Schnee ihn durchnäßte bis auf die Haut. Am Saum des Waldes, der zwischen dem Jägerhaus und der Fischerhütte das Tal durchquerte, erreichte er das Weib.

„Ihr, Mutter Heilwig?" stammelte er betroffen.

„Was tust du denn so erstaunt?" keuchte die Alte und riß ihren Arm aus seinen Händen. „Es gibt ja wohl solche, die hundert Gesichter haben. Ich aber bin ein Menschenkind und hab nur eins, und das bleibt sich immer gleich, bei Tag und bei Nacht, so daß ich wohl zu kennen bin! Aber man kennt auch andere, jawohl, man kennt sie schon!"

Was will sie nur mit dem sinnlosen Gered? dachte Guntram. Mit forschenden Blicken hing er an ihrem Gesicht, und da entging ihm die furchtsame Erregung nicht, die aus ihren verstörten Zügen sprach und all ihre Glieder zittern machte. Wieder faßte er ihren Arm und fragte rauh: „Was habt Ihr zu suchen hier? In der Nacht?"

„Geht es dich was an?" erwiderte Heilwig gereizt und riß sich los. „Du kümmere dich nur um deine Sachen! Ich tu,

was ich mag, und geh, wo ich will. Aber was du hier suchst... das kann ich mir wohl denken!"

„Sie weiß, daß Isa mein Haus verlassen hat und daß ich sie suche!" schrie ein Gedanke in Guntram. Mit funkelnden Augen trat er dicht vor die Alte hin. „Heilwig! Wo ist mein Weib?"

„Was weiß denn ich? Frag an bei König Wute, der mag wohl wissen, wo seine hundert Töchter hausen."

„Laßt mich in Ruh mit Euren dummen Mären und redet im Ernst! Wo ist mein Weib?"

„Ich hab dir schon gesagt, ich weiß es nicht!" Die Alte wollte sich zum Gehen wenden.

Aber Guntram vertrat ihr den Weg. „Heilwig!" schrillte seine Stimme. „Noch einmal: wo ist mein Weib? Redet, sag ich! Es steht ja auf Eurem Gesicht geschrieben . . . Ihr habt sie heute nacht schon gesehen!"

„Nein, nein, ich hab sie nicht gesehen!" stotterte Heilwig und versuchte den Jäger vom Pfad hinwegzuschieben. „Und hätt ich sie gesehen, so wärst wohl du der allerletzte, zu dem ich reden tät. Ich mag mir das Maul nicht verbrennen! Bei so was ist schon das Wissen Gift, und Reden Feuer! Laß mich meiner Wege gehen!" Sie stapfte, da sich Guntram auf dem schmalen Pfad nicht rührte, in den tiefen Schnee hinaus.

Doch der Jäger faßte sie mit zitternder Faust am Handgelenk. „Wissen Gift und Reden Feuer, sagt Ihr? So also? So steht's?" Ein heiseres Gelächter schütterte von seinen Lippen. „Wenn Ihr nicht sagen wollt, wo ich mein Weib zu suchen hab . . . meinethalben! Ich kann Euch nicht schlagen und zwingen!" Erschrocken wich Heilwig vor ihm zurück. „Vielleicht aber . . ." und seine Stimme bekam einen schneidenden Klang, „vielleicht aber sagt Ihr mir, wo Euer Bub ist? Uzzo?"

„Wo mein Bub jetzt ist, das weiß ich schon!" stammelte die Alte. „Und du magst es auch wissen . . . daheim ist er!" Sie riß sich los und eilte gegen den Waldsaum; hier blieb sie stehen und schrie mit keifender Stimme zurück: „Und wo er morgen sein wird in aller Gottesfrüh, das weiß ich auch: drinnen im Kloster, und von Pater Ortolf soll er sich weihen lassen, feien und segnen, bis von seinem armen, guten Herzen der böse Zauber abfällt, den dein Weib über ihn geworfen . . . die rote Feuerhex!"

„Heilwig!“ keuchte der Jäger und griff in die Luft.

Aber die Alte war schon im Wald verschwunden; nur ihre Stimme kreischte noch: „Ja, ja, ja, dein Weib! Dein Weib!“

Wie von einem Keulenschlag getroffen, stürzte Guntram in den Schnee und schluchzte, als wollt' es ihm die Brust zerreißen.

So weit also war es schon gekommen, daß die Leute davon reden durften ohne Scheu: dein Weib, dein Weib! Stöhnend sprang Guntram auf, zerdrückte mit den Fäusten die Tränen in seinen Augen und starrte nach der Stelle des Waldes, an welcher Heilwig verschwunden war. „Was sie sagte, ist so wahr und klar, daß es dawider kein Denken nimmer gibt! Von allem, was sie geredet hat, war nur eins gelogen: daß ihr Bub daheim wär! Was hätt sie denn hier bei der Windach und in der Nacht zu suchen gehabt, wenn nicht ihren Buben? Sie ist wohl lang schon dahinter gekommen, was er hat mit meinem Weib ... und ist ihm nachgegangen heute nacht ... und hat ihn gefunden ... mit ihr! Weshalb sonst wär sie erschrocken bei meinem Anblick ... und weil sie Angst bekam um ihren Buben, hat sie gelogen und mir vorgeplauscht: er wär daheim!“ So flogen unter Guntrams brennender Stirne die Gedanken. Drohend hob er die Faust gegen den Wald und murmelte: „Geh nur ... jetzt will ich ihn suchen. Und hab ich ihn gefunden, dann schick ich ihn heim in eine Stub, an der der Zimmermann die Tür vergessen hat!“

Er spähte über das weite, mondhelle Tal. „Suchen! Suchen! Aber wo?“ Ein Schauer rüttelte seinen Körper, an dem die durchnäßten Kleider starr geworden in der Kälte. Er lachte gellend auf. „Was muß das eine heiße Lieb sein, der es nicht zu kalt wird in solch einer Nacht!“ Aber mitten im Lachen kamen ihm wieder die Tränen.

Ziellos sprang er durch das verschneite Gebüsch, über Halden und Gräben, und immer blieb er spähend stehen, wie ein gehetztes Wild, das seine Verfolger kommen sieht von allen Seiten und keinen Ausweg findet.

Nun wieder stand er ratlos. „Wär nur meine Wela noch am Leben, dann hätt ich bald gefunden, was ich suche!“ Er starrte nieder auf den schimmernden Schnee, und ein häßliches Lächeln verzerrte seine blutleeren Lippen. „Hab ich denn nicht

den weißen Leithund, der mich sicherer führt, als jeder andere!"

Mitten durch die Dickung eilte er dem Ufer der Windach zu, folgte talaufwärts dem Lauf des Baches, und es währte nicht lange, so hatte er Uzzos Fährte im Schnee gefunden. Schritt um Schritt, gebückten Leibes, mit glühenden Augen niederstierend auf den weißen Grund, verfolgte er die Spur des Fischers. Nun lenkte sie hinweg vom Ufer der Windach und führte quer durch den Wald auf einen breiten Almenpfad; und da mischte sich mit ihr eine zweite Fährte: die Spur eines kleinen, schmalen Frauenfußes — und noch eine dritte und vierte: die Spur der beiden Füchse!

Schwer atmend richtete sich Guntram auf, und langsam tastete seine zitternde Hand nach dem Griff des Weidmessers. „Jetzt hab ich sie!" Er spähte den Pfad entlang und sah im hellen Mondschein das Dach der nahen Sennhütte leuchten. „In dieser Hütte!" brach es mit stöhnendem Laut aus seiner Kehle. „Wo mein Glück begonnen, da soll es nun enden in Schmach und Schmerzen?" Seine Stimme verwandelte sich. „Nein, in Blut!"

Er lockerte das Messer in der Scheide, strich mit dem Arm die triefenden Haare aus der Stirn und ging der Hütte zu — —

Durch die Lücken des Sparrenwerkes leuchtete ein rötlicher Schein. Es brannte ein helles Feuer auf dem Herd, und neben den züngelnden Flammen saß der Fischer an die Balkenwand gelehnt, mit geschlossenen Augen. Er schlief, und ein leises Lächeln umspielte im Traum seine bleichen Lippen.

Ihm war, als wandre er zur Frühlingszeit bei sinkendem Abend von der Windach heim nach seiner Hütte. Aus allen Lüften hauchte der Duft der jungen Blumen, die wilden Immen summten, es schlugen die Finken, und schmelzend klang aus dichten Büschen der Amselruf. Wohin er blickte, wohin er lauschte, überall winkte ihm eine Freude, doch überall auch eine Mahnung an sein stilles Leid. Waren die Heckenrosen nicht weiß und rosig angehaucht wie Isas Wangen, die Ringelblumen golden wie ihr Haar, die sprossenden Almrauschknospen brennend rot wie ihre Lippen? Klang nicht der Amselruf so süß wie ihre Stimme, und tönte das Gesumm der Immen nicht wie jene leisen, wundersamen Lieder, die er Isa singen hörte, wenn er vorüberschlich am Jägerhaus? Er seufzte und seufzte. Wie

hatte er doch so schwer zu tragen an seinem Herzen! Auf seinem Rücken aber auch; denn das Lägel hatte Vollgewicht; so reichlich war dem Fischer noch selten der Fang gelungen, wie an diesem Tag. Und es schien fast, als wollte seine Beute sich noch vermehren; denn als er an einem blauschimmernden Becken der Windach vorüberging, sah er in der stillen Flut eine große Forelle spielen; sie stand tief unten im Wasser, und dennoch blitzte ihr Leib wie im Widerschein der Sonne, die doch lange schon hinter die Berge gesunken war. Hurtig warf Uzzo die Schnur, und der Köder hatte noch kaum den Spiegel des Wassers berührt, da sprang die Forelle schon und zappelte an der Angel. Wie aber staunte der Fischer, als er den Fang vom Haken löste; solch eine Forelle hatte er all seiner Lebtag nicht gesehen: ihr Schuppenkleid war von eitel schwerem Silber, und statt der roten Punkte trug die Forelle zwei Reihen funkelnder Granaten. Doch Uzzo sollte noch mehr erstaunen; denn plötzlich begann der Fisch zu sprechen und sagte:

„Hätt ich gewußt, daß die Angel so bitter schmeckt, dann hätt ich mich nicht fangen lassen!"

„Ein sprechender Fisch! Das ist ja heilig ein Wunder!" meinte Uzzo. „Wer bist du denn?"

„Ich bin die Forellenfee."

„Eine Fee? Das glaub ich nicht! Wärst du eine Fee, dann hättest du die Angel wohl gekannt, und ich hätte dich nie und nimmer gefangen."

„Du Närrlein! Ich hab mich doch gerne fangen lassen!" sagte die Forellenfee. „Denn ich bin dir gut. Wohl hast du mir schon viele Hunderte meiner Untertanen geraubt, aber dafür bist du halt ein Fischer! Doch weiß ich auch, du hegst meine Brut und schonst meine kleinen Kinder. Das will ich dir danken. Und deshalb hab ich mich von dir fangen lassen, denn ich hatte Erbarmen mit dir."

„Erbarmen?" stammelte Uzzo. „Weshalb Erbarmen?"

„Geh, tu nur nicht so heimlich! Oder meinst du, ich wüßte nicht, wie es steht um dich? Hab ich dich hier am Ufer nicht sitzen sehen, ganze Stunden, oft ganze Tage lang, klagend und weinend? Sind nicht deine Tränen in das Wasser gefallen, so zahlreich, daß meine süße Quelle schier so bitter schmeckt wie Meerflut?"

Der Fischer seufzte.

„Siehst du," sagte die Forellenfee, „reden willst du nicht, und es steigt dir doch das Herz auf die Lippen. Aber ich will dir helfen!"

„Ach! Wer mich erlösen könnte von meinem Weh!"

„Ich hätte dir wohl sagen können: komm herunter zu mir in meinen stillen, kühlen Palast, dann hat es jäh ein End mit all deinen Schmerzen. Aber es ist nun einmal anders über dich beschlossen. Du sollst von deinem Leid genesen durch die Wunderkraft einer Blume, die für dich an einer Stelle dieses Tales blüht. Alles an dieser Blume ist rot, der Stengel, die Blätter und die Blüten . . ."

„Die Blume kenn ich nicht! Wie heißt sie?"

„Schmerzentrost!"

„Wie soll sie mir helfen?"

„Berühre nur mit ihr die Stelle deines Herzens, und jäh wirst du genesen von allem Schmerz und Kummer."

„Wo aber find ich die Blume?"

„Sie blüht . . ." Die Forellenfee verstummte und zappelte heftig zwischen Uzzos Händen; er sah, wie sie sich zu sprechen quälte; aber nur mühsam brachte sie noch einige Worte hervor: „Meine Kehle trocknet . . . setze mich schnell zurück in mein Reich . . ."

Hastig neigte sich Uzzo und ließ die Forelle ins Wasser gleiten, in dem sie flink umherschoß. Der Fischer aber flehte: „Ich beschwöre dich, nur ein einziges Wörtlein sage mir noch . . . wo blüht mein Schmerzentrost?"

Da tauchte die Forelle halb aus der Flut. „Frage Guntram, den Jäger, der kennt die rote Blume und wird sie brechen für dich!" Plätschernd überschlug sich die Forelle und tauchte hinunter in die bodenlose Tiefe des Beckens.

Lange stand Uzzo und starrte in die Flut, auf deren Spiegel die zarten Wellenkreise sacht verschwammen. Endlich blickte er auf. „Ja, ich will zu Guntram gehen und will ihn fragen. Weshalb soll er mir die Blume nicht gönnen wollen. Hab ich ihm doch nie in meinem Leben was zuleid getan!" Er ließ die Angelrute und das Lägel im Stich und eilte bei dunkelndem Abend dem Jägerhaus entgegen.

Da sah er über die Büsche einen roten Schein emporzucken. Erschrocken hielt er inne und flüsterte: „Die Alfen tanzen!" Doch nein — der Glanz erweiterte sich, und helle Flammen

loderten auf. „All ihr Heiligen!“ schrie er. „Das Haus des Jägers brennt!“ Und in rasender Eile stürzte er dem Unglückshaus entgegen, um zu helfen und zu retten. Von weitem schon hörte er die Füchse bellen und heulen, als wären sie toll geworden! Nein doch, nein, das waren ja Menschenstimmen, gellende Schreie der Angst und Verzweiflung.

Er rannte und rannte, keuchend erreichte er den Hag — Mutter Sanna und das Weib des Jägers standen händeringend vor dem brennenden Haus — „Isa! Isa!“ schrie er — und sie lief ihm schluchzend entgegen und jammerte, ihr Kindlein wäre noch im Haus und müsse verbrennen. Das Dach stand in hellen Flammen und drohte einzustürzen mit jedem Augenblick, aus Tür und Fenster wirbelte der dicke Rauch — aber Uzzo besann sich nicht, er kämpfte sich durch Qualm und Feuer und legte das gerettete Kind in Isas Arme. Aber Guntram? Wo ist Guntram? Auch er im brennenden Haus! Uzzo zögerte — aber er sah die Verzweiflung in Isas Augen, der jammervolle Aufschrei ihres liebenden Herzens schnitt ihm in die Seele — und wieder stürzte er sich in Rauch und Flammen und schleppte den schon halb Erstickten aus dem brennenden Haus. Langsam erholte sich Guntram, und als er wieder bei Sinnen war, umschlang und küßte er sein Weib und seine Mutter und herzte sein Kind. Schweigend stand Uzzo abseits, mit versengtem Haar und verbrannten Händen und freute sich des Glückes dieser Menschen. Da wandte sich Guntram zu ihm. „Ich habe dir viel zu danken, Uzzo!“ sagte er.

„So dank es mir,“ lächelte der Fischer, „und gib mir die rote Blume Schmerzentrost!“

„Die sollst du haben!“ erwiderte der Jäger mit seltsam verwandelter Stimme und faßte Uzzos Hand. Aber das war nicht der freundliche Druck des Dankes — das war ein wilder, eiserner Griff, daß Uzzo sich stöhnend krümmte.

„Laß doch!“ klagte er. „Du zerdrückst mir ja die Finger!“

„Hast du mir nicht das Herz zerdrückt!“ schrillte die Stimme des Jägers.

Uzzo starrte ihn an, als verstünde er diese Worte nicht, er blickte um sich mit verstörten Augen — und da sah er die rußgeschwärzten Balken der Sennhütte, sah das lodernde Feuer auf dem Herd — nein, das war kein Traum, er wachte — und Guntram stand vor ihm, mit totenblassem, verzerrtem Gesicht,

die Augen glühend, das Gewand behangen mit Eis und Schnee, und seine Stimme keuchte: „Rede! Bist du eingeschlafen im Warten? Oder war sie schon hier? Und hat dich die Sünd so müd gemacht, daß du dich stärken hast müssen mit einem Schlaf?"

Der Fischer lallte, er konnte die Sprache nicht finden.

„Rede! Wo ist mein Weib?"

„Dein Weib?" stammelte Uzzo, noch halb befangen von seinem Traum. „Ich weiß nicht . . . hier stand sie noch . . . vor einem Augenblick . . ."

„Und das sagst du mir ins Gesicht . . . das wagst du?" schrillte Guntrams Stimme.

Da besann sich Uzzo. „Nein doch, nein . . . das war ja nur in meinem Traum . . ." Erschrocken starrte er den Jäger an. „Guntram! Was willst du von mir? Du hast ein Gesicht zum Fürchten . . . deine Augen blicken bös . . ."

„Schießt dir die Furcht in das schlechte Herz, weil du merkst, daß die Stund gekommen ist, wo es ans Raiten geht? Du hast mir mein Weib genommen, das mir mehr gegolten hat als mein Leben . . . jetzt, Fischer, zahl!" Die Hand des Jägers zuckte nach dem Messer.

„Herr Jesus!" schrie Uzzo; nun verstand er und streckte wehrend die Arme. „Guntram! Laß dir sagen . . ." Aber da blitzte schon der Stahl in Guntrams Hand und bohrte sich bis ans Heft in die Brust des Fischers. Uzzo taumelte zurück, aus seiner Wunde sprudelte der rote Quell, mit erlöschenden Augen starrte er auf die von Blut überströmten Hände, und während er erbleichend niedersank, lispelte er unter mattem Lächeln: „Mein Blümlein Schmerzentrost . . ."

Guntram, in der Faust die blutige Waffe, starrte mit gläsernem Blick auf den Erschlagenen nieder, der sich noch stöhnend regte, überzittert vom Schein des versinkenden Herdfeuers. Ein Schauer rüttelte den Jäger, scheu blickte er hinter sich, doch alles war still, nur die Kohlen knisterten. Seine Augen suchten die Tür und hefteten sich wieder auf den Sterbenden. „Ich bin zu rasch gewesen . . . ich hätte warten sollen auf eine andere Stund . . . ich hätte sie fassen sollen allbeid miteinander . . . mit einem Stoß . . . oder mit einem Schuß, wie selbigsmal die beiden Füchs . . ."

Da fiel ihn ein jähes Grauen an, er wich zurück, und die

Waffe klirrte aus seiner Hand zu Boden — neben dem Erschlagenen aber sah er zwei rote Füchse kauern, einen zur Rechten und einen zur Linken, er sah sie an der Brust des Fischers nagen mit scharfen Zähnen — Guntram wollte sie verscheuchen, aber sie wichen nicht — er griff sich an die Stirne, er fuhr mit zitternden Händen über seine Augen — und nun plötzlich sah er die Füchse nicht mehr, sah nur zwei rote Bächlein, die aus Uzzos Wunde niederrannen über seine Brust und auf der Erde sich breit machten, eins zur Rechten, eins zur Linken — und sah, wie der Sterbende sich mühsam aufzurichten suchte und zu ihm emporschaute mit trauervollem Blick.

„Guntram! Du hast unschuldig Blut vergossen! Es soll nicht kommen über . . ." Da erlosch die Stimme des Fischers; er sank zurück, griff mit zuckenden Fingern, die Wunde entblößend, nach der Stelle seines Herzens, seufzte noch einmal tief und streckte die Glieder.

„Fährst du hinüber mit einer Lüg?" Guntram stürzte auf die Knie, faßte Uzzo an der blutüberströmten Brust und rüttelte ihn. „Die Wahrheit! Sag die Wahrheit!" Doch Uzzos bleiche Lippen blieben stumm; nur die breite Wunde klaffte wie ein roter Mund, der sprechen will und die Sprache nimmer findet.

Röchelnd, als läge eine würgende Hand an seiner Kehle, sprang Guntram auf und taumelte aus der Hütte.

12.

Er stand im Schnee, zitternd, mit klappernden Zähnen, mit irr blickenden Augen. Alles flimmerte im Mondschein: der weiße Grund, das Dach der Hütte, der verschneite Wald, die Zinnen der Berge, der fahle Himmel, alles, alles.

Er rannte talwärts — er besann sich und stürzte gegen den Wald, hielt inne, wankte zurück nach der Hütte und stand nun wieder; und überall sah er rote Füchse um sich her, so klein, als wären sie erst geboren in dieser Stunde, und sie alle liefen auf ihn zu; aber nein doch, nein, das waren keine Füchse, das

waren nur rote Flecken im Schnee — wohin er getreten war, überall eine blutige Spur auf weißem Grund.

„Blut! Unschuldig Blut!"

Guntram erschrak vor dem Klang seiner Stimme. Bebend am ganzen Körper blickte er nach der offenen Tür der Hütte, in welcher matt noch die erlöschenden Kohlen leuchteten — er sah eine dunkle, regungslose Masse auf dem Boden liegen, und sah etwas Weißes, schier wie ein Flecklein Schnee: das bleiche Gesicht des Ermordeten.

„Er hat gelogen! Alles Lug und Trug, alles, alles! Er m u ß gelogen haben! Wohin denn wäre mein Weib gegangen, wenn nicht zu ihm?"

Mit glühenden Augen suchte er die verräterischen Spuren im Schnee; doch wo er stand, war keine Fährte mehr zu erkennen, seine eigenen Schritte hatten Uzzos Spur zertreten und verwischt. Wo war nur die Stelle, an welcher er die beiden Fährten gefunden? Dort, bei jener jähen Wendung des Pfades! Er stürzte hin zu der Stelle, bückte sich zur Erde, und wieder fand er die beiden Spuren: die tiefen Fußtapfen des Fischers und die kleinen, schmalen, kaum merklich im Schnee versunkenen Tritte des Weibes.

„Gelogen hat er! Gelogen! Und ist mit dieser Lüg hinüber . . ."

Seine Stimme erlosch; denn jetzt gewahrte er, daß die beiden Fährten nicht in gleicher Richtung liefen — sie kreuzten sich: über die Spur des Fischers, die zur Hütte führte, ging die Fährte des Weibes hinweg, dem Bergwald zu, in der Richtung gegen die Trischuba. Nur die Spur der Füchse lief hinter Uzzos Fährte her bis zur Tür der Almhütte.

Von Guntrams Lippen schütterte ein gellendes Gelächter, das der Wald zurückwarf mit hohlem Echo. Der Jäger lauschte, als hätte er eine fremde Stimme vernommen, nicht den Widerhall seiner eigenen.

„Isa? Isa?" schrie er in Angst und Verzweiflung.

„Ja . . . Ja . . ." rief der Bergwald dumpf zurück.

„Mein Weib! Wo ist mein Weib?"

Da war ihm, als hörte er hinter seinem Rücken ein boshaftes Kichern. Scheu und langsam blickte er sich um — die alte Heilwig stand vor ihm, mit grinsendem Gesicht, mit wackeln-

dem Kopf, und kicherte: „Frag an bei König Wute, der mag wohl wissen, wo seine hundert Töchter hausen!“

„Verwünschte Hexe!“ schrie Guntram in schäumender Wut, stürzte auf die Alte zu und griff nach ihrem Hals; aber sie wuchs vor ihm in die Höhe, daß ihr graues Haupt schier an den Himmel stieß, und als er zugriff, fühlte er zwischen seinen Händen den Stamm einer Fichte, von deren erschütterten Zweigen der Schnee in dicken Klumpen auf ihn niederfiel.

„Mein Weib! Wo ist mein Weib?“ Er starrte umher in der mondhellen Nacht, und da war ihm jählings, als sähe er Feuer überall, ein zuckendes Flämmlein auf jedem Wipfel des Waldes, auf jedem Zweig, und um die Höhe der Trischuba zitterte ein Glanz und ein Leuchten, als wären die Almen mit Erde, Schnee und Felsen in hellen Brand geraten. Bebend stand er und lauschte. Durch die flimmernden Lüfte schwoll es süß und weich einher wie Saitenklang und singende Stimmen. Die wundersame Weise machte ihm alle Sinne wirbeln, es faßte ihn wie mit Händen und zog ihn, er taumelte Schritt um Schritt, er fing zu laufen an, er rannte durch den flammenden Wald, er kletterte empor über glühenden Schnee und lodernde Felsen, keuchend, triefend von Schweiß und dennoch schauernd vor Kälte, ein irres Lächeln um den verzerrten Mund, in den funkelnden Augen den Blick des Wahnsinns.

Eine Felswand sperrte seinen Weg, so steil, daß auf den kahlen Platten kaum eine Gemse Pfad und Halt gefunden hätte für ihren schmalen Huf. Doch Guntram klammerte sich an das Gestein mit gekrümmten Fingern und zog sich empor von Spalte zu Spalte; immer, wenn er schon zu stürzen drohte, rettete ihn wieder ein tollkühner Sprung. Mit erlöschenden Kräften gewann er die Höhe. Da lag vor ihm das ebene Almfeld, aber nicht im Dämmerschein der Mondnacht, nicht bedeckt von Eis und Schnee, sondern in tagschöner Helle, grünend in üppigem Graswuchs, überblüht von duftenden Blumen. Guntrams Augen staunten nicht; er lachte nur leise und riß die Armbrust von der Schulter; denn was er sah mit dem ersten Blick, war ein Gewimmel von Füchsen; hastig duckte er sich hinter dichtes Gebüsch und legte einen Bolzen in die Schiene.

„Zwei muß ich haben!“ kicherte er. „Zwei auf *einen* Schuß!“

Lauernd beugte er sich vor, die gespannte Armbrust an der

Wange, den Finger am Bügel. Da wurden seine Augen starr, und der Anblick, der sich ihm bot, jagte ihm einen kalten Schauer durch Leib und Seele.

Hier in spielenden Gruppen, dort in behaglicher Ruhe lagen die Füchse umher in weitem Kreis. Und innerhalb dieses Kreises schwang sich eine Schar von jungen Mädchen in wirbelndem Tanz — es mochten wohl an die hundert sein — alle blühend in wundersamer Schönheit, mit wehendem Goldhaar, alle in weißen, fliegenden Gewändern, deren Säume verbrämt waren mit silberig schimmerndem Dunenpelz. Kein Spielmann war zu sehen, und dennoch klang eine süße, sinnbestrickende Musik. Woher? Aus den Lüften? Aus der Erde? Aus den Kelchen der blühenden Blumen? Oder aus den rauschenden Flammen all der hundert Fackeln, die, von den Tänzerinnen getragen, leuchtend und strahlend durcheinandergaukelten, als wären die Sterne vom Himmel gefallen und hätten sich geschart zu wirbelndem Reigen. Und zwischen lodernden Flammen und wehendem Goldhaar flatterten weiße Schleier und wallten und flossen ineinander wie dünne Nebel, mit denen der Sturmwind spielt. Und all dieses Wirbeln, Wehen, Flattern und Leuchten schlang sich im Ring um einen hohen steinernen Sitz, auf dem die Gestalt eines greisen Mannes ruhte, vom faltigen Mantel umhüllt wie von einer dunklen Wolke, die Brust überflossen von eisgrauem Bart, auf dem Haupt einen grauen Hut, dessen hängende Krämpe ein Auge bedeckte. Regungslos, wie versteinert, saß er und blickte auf den leuchtenden Reigen der holden Gestalten nieder, welche lachten und jauchzten mit silberhellen Stimmen. Von ihnen allen lachte nur eine nicht. Wohl schwang auch sie die Fackel wie all die anderen, wohl wirbelte auch sie, wie all die anderen, so flink und geschmeidig sich im Tanz, daß ihr Goldhaar ausgebreitet flatterte gleich einem lodernden Strahlenglanz; doch ihre Züge waren starr und bleich, ihr Auge blickte traurig und ihre Lippen lagen herb geschlossen, müd und schmerzvoll.

Guntram erkannte die stille Tänzerin. „Isa!" wollte er schreien; aber nur ein stöhnender Laut entrang sich seiner Kehle.

Da hob der Alte auf dem steinernen Sitz das Haupt. „Ich sehe zwei trübe Lichter, die mein Auge quälen!" rief er und deutete nach dem Busch, aus welchem Guntrams Augen funkelten. „Blast diese trüben Lichter aus!"

Der Reigen stockte, heulend sprangen die Füchse auf und stürzten gegen den Busch. In Guntrams Adern machten Entsetzen und jäher Schreck das Blut wie zu Eis gerinnen. Er wollte fliehen, aber schon waren die Füchse hinter ihm; hastig wandte er sich, streckte mit zitternden Händen die Armbrust vor sich hin, und blind, ohne zu zielen, tat er den Schuß. Die Sehne schnurrte, es flog der Bolz, doch keiner von den Füchsen fiel — aber eine der Tänzerinnen schwankte aus dem Reigen und preßte stöhnend die Hände auf die Stelle ihres Herzens, während rote Tropfen niedersickerten über das weiße Kleid.

Ein hundertstimmiger Schrei, schrill und gellend — und jäh war all der leuchtende Glanz erloschen, die Musik verstummt, das Grün und die duftenden Blumen verschwunden. Und tiefer Schnee bedeckte das weite Almfeld im Dämmerschein der schwindenden Mondnacht.

Aus Guntrams Händen fiel die Armbrust. Er stand mit schlotternden Knien, mit lallender Zunge und gesträubtem Haar, rings um ihn die eisige Oede der Berge, und über den grauen Schnee sah er die Füchse einherhuschen gleich jagenden Wolkenschatten, eine lange, lange, heulende Meute. Er wandte sich zur Flucht, rannte und stürzte, raffte sich auf, schrie und keuchte, rannte wieder — und hinter ihm her die kläffenden Füchse, wie läutende Schweißhunde hinter einem wundgeschossenen Wild. Er stürzte talwärts, und sie holten ihn ein; er rannte bergan, und sie waren auf seinen Fersen; er kletterte empor über kahles Gestein, und sie schnellten sich hinter ihm her von Fels zu Fels, und zwangen ihn zum Sprung in die Tiefe, zu neuer Flucht. Er rannte und rannte, bald geraden Weges, bald im Bogen und in jähen Widersprüngen, keuchend und triefend von Schweiß, blutigen Schaum vor den Lippen — und immer hinter ihm die Füchse, deren Geheul widerhallte aus dem Wald und von den Wänden. Seine Kräfte erloschen, er stürzte, sprang wieder auf und taumelte, und da hatten sie ihn eingeholt und wimmelten um ihn her im Knäuel mit glühenden Augen und gefletschten Zähnen, sprangen empor an seinen Gliedern, bis zur Brust, bis zu den Schultern, bis zum Hals, und rissen ihm das Gewand vom zitternden Leib. Er keuchte und schrie, er schüttelte und wehrte sich, er schlug nach ihnen mit den Fäusten, aber sie hingen fest an ihm und zerfleischten mit hauenden Zähnen seine Hände und Arme, daß das Blut

von ihm niedertroff wie die schweren Tropfen von einem Baum, der im Regen steht. Schon waren ihm die Arme lahm, doch stieß er in verzweifeltem Widerstand noch mit den Füßen um sich und kämpfte sich vorwärts Schritt um Schritt, bis jählings der Schnee hinwegrieselte unter seinen Sohlen. Winselnd stoben die Füchse zurück vom Rand des Abgrunds, Guntram aber taumelte, kreischend suchte er nach einem Halt, doch seine blutigen Hände griffen nur die leere Luft, und da sank er schon, umwirbelt von einer Wolke Schnee. Im sausenden Fall erstickte ihm fast der Atem, dumpf klatschend stürzte er mit vollem Körper auf eine schräge Platte, wälzte sich stöhnend, kam ins Rollen, stürzte wieder — und lag am Fuß der Felswand mit zerschmetterten Gliedern, halb verschüttet vom nachrinnenden Schnee.

Mit erlöschenden Augen starrte er empor. Hoch über ihm der Himmel, von dem der Mond geschwunden war, und dessen Sterne schon erblaßten im Grau des nahenden Morgens — und über dem Rand der Felswand, Kopf an Kopf gedrängt, die Meute der Füchse, winselnd, kläffend und heulend. Nun plötzlich verschwanden sie, ihr Heulen tönte ferner, dann wieder näher und immer näher; sie hatten einen Weg in die Tiefe ausgespürt. Wie rote Schatten kamen sie herbeigehuscht von allen Seiten, die Nasen schnuppernd auf den weißen Grund gestreckt. Jetzt fanden sie, was sie suchten; heulend drängten sie sich zusammen, scharrten und wühlten im roten Schnee, und mit wilder Gier über das wehrlose Opfer fallend, faßten sie die Glieder, die Schultern, den Hals, zerrissen die Brust und schlugen die Zähne in das zuckende Herz.

„Isa! Isa!" rang es sich noch mit röchelndem Laut aus Guntrams zerfleischter Kehle. Dann brachen ihm die Augen, und das Leben rann ihm aus mit seinem heißen Blut, welches dampfte im schmelzenden Schnee — —

Der Morgen graute.

Von den Bergen strich ein eisiger Wind hernieder über die Wälder und das Tal entlang. Der Himmel erblaßte, im Osten stiegen zarte Farben auf, und bald überhauchte ein rosiger Glanz die höchsten Zinnen.

Nahe der steilen Felswand, die von der Trischuba niederstürzte in den Talwald, zog eine Gemse aus den Krummföhren, um ihre karge Aesung zu suchen. Kaum hatte sie den freien

Schnee betreten, da warf sie witternd das Haupt auf; sie stutzte, und erschreckt von dem blutigen Greuel, den sie gewahrte, floh sie der Felswand zu und schnellte sich empor von Stein zu Stein, scheu und ängstlich immer niederblickend in die Tiefe. Als sie die Höhe erreichte, löste sich unter ihren Hufen ein Klümplein Schnee und rinnender Sand. Ein Rieseln begann, ein Gleiten und Rollen, der Schnee einer breiten Platte kam ins Rutschen und riß mit sich, was alles in seinem Wege lag, die ganze steile Felswand geriet in Bewegung, Schneewolken wirbelten, Steine hüpften, Felsen sprangen, und donnernd stürzte die Lawine über den Talwald, die hundertjährigen Bäume brechend wie dünne Gerten, alles hoch verschüttend, was der Felswand zu Füßen lag.

Noch ein dumpfes Murren in den Lüften, ein leis in der Ferne verzitternder Widerhall — dann lautlose Stille. Nur tief aus dem Tal herauf, vom Ufer der Windach her, eine rufende Stimme: „Uzzo! Uzzo!" Dann wieder nach einer Weile, ein wenig näher, mit angstvollem Klang: „Uzzo! Mein Bub! . . . Uzzo! Uzzo!" Ein dumpfes Echo antwortete dem Ruf.

Es wuchs das Licht, und mit zitterndem Gefunkel zuckten die Strahlen der steigenden Sonne über den Grat der Berge her. Ein gleißender Schein fiel über den Bergwald, zwischen dessen Bäumen ein junges Weib in weißschimmerndem Kleid herunterstieg mit müden Schritten. Die schönen Züge waren blaß und wie in Qual versteinert, farblos die Lippen, die bläulichen Lider halb gesunken, und um die schmalen Schultern hing das Goldhaar in wirren Strähnen. Die eine Hand, schlaff niederhängend, umklammerte noch den erloschenen Stumpf einer Fackel, die andere Hand war auf den Busen gedrückt, und zwischen den Fingern ragte an der Stelle des Herzens der gefiederte Schaft eines Pfeiles, wie ein erstarrter, unvergänglicher Schmerz.

Der Weg der Einsamen ging das Tal entlang bis zum Jägerhaus. Sie brauchte das Hagtor nicht zu öffnen, von selber sprang es auf vor ihr. Nicht zur Rechten, nicht zur Linken blickend, mit gesenkten Augen betrat sie das Haus, ließ die erloschene Fackel sinken, durchschritt den Flur und stieg die Treppe empor.

In der kleinen Stube lag Mutter Sanna noch immer schlummernd, freundlich lächelnd im Traum.

Ein leises Zittern befiel das blasse Weib, als es vor dem Lager stille hielt und sich langsam über Mutter Sanna neigte; es küßte der Schlummernden die Stirn und hauchte ihre Lippen an. Seufzend streckte sich Mutter Sanna, und über ihre Züge ging die Bläße des Todes; aber auch jetzt noch lächelte sie.

Müden Schrittes trat das junge Weib in die anstoßende Kammer und hob das schlafende Kind aus der Wiege; das kleine Dirnlein erwachte und blickte suchend umher; es streckte die Aermchen und lallte zum erstenmal einen Namen — —

Da brach das junge Weib in Schluchzen aus, drückte mit zitternden Armen das Kind an die blutende Brust und verließ das Haus, jedes leblose Ding, dem ihre Augen begegneten, noch streifend mit dem Blick der Liebe und des Schmerzes — —

Glitzernde Sonne lag über allem Schnee.

Das funkelnde Tal entlang, den dunklen Schluchten der Trischuba entgegen, wanderte die junge Mutter mit ihrem Kind. Immer wieder blieb sie stehen, blickte zurück nach dem verlassenen Haus, die bleichen Wangen von stillen Tränen überflossen — und wanderte —

Ein sachter Windhauch, welcher spielend den Schneestaub trieb, verwehte die Spur ihres Weges.

Eine seltsame Geschichte! Nicht wahr, mein freundlicher Leser? Auf der Kalbrunner-Alm, im Salzkammergut, hab ich

sie in stiller Dämmerstunde von einem alten Hüter gehört. Es war ein gebeugtes, weißhaariges Männlein, mit Namen Jochei.

Ich habe die Geschichte hier etwas ausführlicher erzählt als mein Gewährsmann auf der Kalbrunner-Alm — aber ganz gewiß nicht so gut! Denn während der alte Jochei sprach, redeten noch andere wirksame Stimmen mit: das Rauschen des flammenden Herdfeuers, das sachte Läuten der rings um die Hütte liegenden Rinder, die vom Winde halb verwehten Lieder und Jauchzer, welche über das weite Tal herüberklangen von der Kermaden-Alm, und das geheimnisvolle Weben und Flüstern der mondhell über den Bergen liegenden Sommernacht.

Als Jochei geendet hatte, schwieg ich lange. Dann fragte ich: „Woher hast du die Geschichte?"

„Von meinem Ahnl."

„Und du glaubst wohl, daß all das wahr ist?"

Er sah mich mit kleinen Augen an. „Das kann wohl niem'nd nit sagen, ob's wahr ist oder nit! Dabeigewesen ist freilich keiner. Aber muß denn alles verlogen sein, was einer nit greifen kann mit Händ?" Er faßte ein Scheit und stocherte in den glühenden Kohlen. „Ja, Herr, schauen S' . . . wenn ich beispielmäßig sagen tät: 's Glück? Steht's denn anders mit'm Glück? Kommt 's Glück nit auch, und keiner weiß woher? Und geht's nit wieder, und keiner weiß wohin? Und keiner noch hat's in der Hand gehalten und hat dran kratzen können und schmecken. Wär ebba deswegen 's Glück nit wahr, Herr? Das mag mir keiner nit weismachen . . . denn wie wahr 's Glück sein mag, das hab ich selber verspürt!" Er atmete tief und sah mit feuchten Augen in die Flammen. „So klein ist mein Häusl gewesen . . . und so ein groß Glück hat drin hausen mögen, bis . . ." die müde Stimme schwankte, „bis ich's verjagt hab und vertrieben!" Ueber die furchigen Backen fiel eine Zähre in die heiße Asche des Herdes.

„Jochei?"

Er strich sich mit zitternder Hand das weiße Haar in die Stirn. „Ja, Herr . . . ich hab halt auch die Füchs in mein Haus getragen!" Seufzend erhob er sich und verließ die Hütte.

Himmel und Berge waren in Flimmer getaucht. Neben dem Vollmond funkelten nur matte Sterne. In weiter, duftumsponnener Ferne stieg aus der Nacht ein riesenhafter schimmernder Bau empor, ein silbernes Feenschloß, ein Zauberpalast

mit wundersamen Hallen, Säulen und Türmen. Hätt' ich nicht genau gewußt, daß es wirkliche, feste Berge waren: die Gletscher und Schneehalden des Großglockners — ich hätt' es wohl für ein Märchen halten mögen, für ein Wunder!